
PT
1815
.B28.E5
v.1


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Die Enkelin des Freimanns.

Roman aus dem Jahre 1772 in Wien.

Von

Adolf Bäuerle,

Verfasser des »Komischen Theaters« in 6 Bänden und der »Therese Krones«.



Erster Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1855.
Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

»Es ist sehr traurig,« sagte der Scharfrichter Hartmann zu dem Sohne des Criminalgerichtsrathes Schweighofer, »daß ich wie ein Dieb in der Nacht zu Ihnen kommen muß, um mit Ihnen zu reden, indeß ich am hellen Tage mit Sr. Majestät dem Kaiser in öffentlicher Audienz sprechen durfte, und der Kaiser mich huldreich vor mehr denn hundert Personen anhörte, über zahllose Dinge befragte und vor einer halben Stunde mich nicht entließ.«

»Glauben Sie,« erwiederte der junge Schweighofer, »daß ich ein Vorurtheil gegen Ihren Stand im Herzen berge? o nein, Meister Hartmann, so befangen bin ich nicht, aber es ist mein Vater, der mich hindert, mit Ihnen zu verkehren. Ihr Haus hat er umstellen lassen, um zu erspähen, ob ich nicht zu Ihrer Enkelin schleiche, da er nie zugeben wird, daß ich Agnes heirate, und wenn mir das Herz darüber brechen sollte.«

»So meiden Sie denn mein Kind.«

»Das ist leicht gesagt.«

»Sie hat ohnehin zu Ihnen keine Zuneigung.«

»Daran sind Sie Schuld, weil Sie mich ihr als einen Modegecken schilderten, als einen charakterlosen Menschen, der nur von dem ersten besten Eindrucke abhänge,

als einen der nur unbesonnen handle, mit Mädchen nur Spaß treibe, heute liebe, was er morgen verabscheue, und es nie ehrlich mit der Enkelin eines Mannes meinen könne, dessen Gewerbe ein — verachtetes ist.«

»Ja, das hab' ich gesagt, weil es die Wahrheit ist.«

»Es ist nicht die Wahrheit! Ich liebe Ihre Agnes wie noch kein Mensch ein weibliches Wesen geliebt hat, aber Sie sind gegen mich, und Agnes selbst liebt einen Andern, der, wie ich höre, ein Schwindler ist, und der ganz gewiß nur schlechte Absichten hegt. Wer ist dieser Mensch?«

»Eigentlich nichts. Er lebt von seinem Gelde. Ich kenne ihn nur aus seinen Briefen, gesehen habe ich ihn noch nicht. Er will ein Bräuhaus kaufen oder pachten und ein Braumeister werden. Seit einem halben Jahre läßt er leider nichts von sich hören. Agnes ist darüber beinahe krank geworden.«

»Er hat sie verlassen, verrathen, vergessen.«

»Sie will mir das nicht glauben. Er hat ihr 2000 Stück Ducaten zur Aufbewahrung gegeben, so viel Geld läßt man nicht in den Händen seiner Braut, wenn man sie nicht zu heiraten gedenkt.«

»Seiner Braut?«

»Ja ja, seiner Braut! Was wollte ich machen, ich gab endlich nach. Auf seinen letzten Brief aus Preßburg, in welchem er mir einen förmlichen Vermögensausweis einsendete, auf welchem sich zwei Kaufleute in jener Stadt für die Wahrheit seiner Angaben verbürgten, gab ich nach. Meiner Agnes Thränen und Klagen vermochte ich keine Härte mehr entgegen zu setzen, und so wurde dann das Bündniß geschlossen. — Als ich endlich »Ja« gesagt, fiel

ein Stein von meinem Herzen. Ich warf mich in der Kirche »Maria-Stiegen« demüthig vor dem Altare nieder. »Allmächtiger, betete ich, ich danke Dir, daß Du es gefügt, daß die Enkelin eines Freimanns nicht wieder einen Freimann heiraten dürfe, und daß endlich der Fluch der Unehrlichkeit, der auf unserm Stande lastet, nicht fortgeerbt werde.«

»Der Pöbel nennt Ihren Stand unehrlich.«

»Leider gehört, was diesen Punkt betrifft, Alles noch zum Pöbel.«

»Ich nicht. — Endlich muß Sie es hoch erheben, daß der Kaiser . . .«

»Der Kaiser! der aufgeklärte Monarch ist seiner Zeit um hundert Jahre vorausgeeilt.«

»Ueber welche Dinge sprachen Se. Majestät, wenn es kein Geheimniß ist?«

»Ueber die Tortur! — der Kaiser ließ sich Alles erklären. Besonders wollte Er wissen, ob die Gerichtspersonen mit kaltem Blute diesen entsetzlichen Martern zusehen, ob sie kein Mitleid empfänden.«

»Sie nannten meinen Vater, der kein Mitleid kennt.«

»Ich nannte ihn nicht. Ich nannte keinen der Criminalräthe, welchen es eine Lust gewährt, die Qualen eines armen Teufels zu erhöhen, und welchen das Geheul und das Gestöhne eines Opfers der Justiz ein Ohrenkitzel ist. Ich hätte Manchen dem Monarchen als einen Teufel schildern können; ich that es nicht. Ich lobte den menschenfreundlichen Gerichtsarzt Doctor Schäffler, der bei jeder verdoppelten Grausamkeit den Freileuten ein Halt zuruft, damit die Unglücklichen nicht auf der Folter ihren Geist aufgeben.

»Der Monarch hat schon jetzt Milderung anbefohlen. Die Tortur wird bald gänzlich aufgehoben.«

»Gott sei Dank!«

»Geschieht dies, so verlieren Sie jährlich eine bedeutende Summe.«

»Ich verabscheue das Blutgeld, das mein entsetzliches Gewerbe einbringt. Ich erzählte Sr. Majestät von dem letzten Delinquenten, den ich vor fünf Monaten torquiren mußte. Der Friseur vom Salzgries, der morgen hingerichtet wird, erlitt alle Qualen, die das Scheusal, das die Folter erfand, zu ersinnen wußte.«

»Der Friseur hat den Mord gestanden.«

»Ja, den Mord an dem Mädchen; wo er aber das geraubte Geld hingethan, das verschwieg er standhaft. Ihr Herr Vater war darüber so erbost, daß er die spanischen Stiefel und die Daumschrauben zu gleicher Zeit anzuwenden befahl; dergleichen ist unerhört! Da drohte Doctor Schäffler mit einer Anzeige bei dem Kaiser. Ihr Herr Vater befahl einzuhalten und der Folter wurde der Mörder nicht mehr unterzogen.«

»Weshalb der Mörder den Ort, an welchem er das geraubte Geld verborgen, nicht angeben will? Morgen stirbt er unter dem Rade, was hat er davon?«

»Er hofft sich zu retten. Schon ein Mal ist er einer Hinrichtung durch die Flucht entgangen, er rechnet wieder auf eine ähnliche glückliche Wendung seines Schicksals.«

»Wie wäre eine Flucht möglich!«

»Ich halte sie ebenfalls für unmöglich, aber wer kann wissen, was geschieht.«

»Wir sind von unserem Gespräche abgekommen. Was habe ich zu hoffen, wenn der Bräutigam Ihrer Enkelin nicht wiederkehrt?«

»Dann sprechen Sie mit Ihrem Vater, doch dieser verweigert Ihnen mein Kind. Nie wird er eine solche Heirat zugeben. Sein Reichthum, sein Stolz, seine beispiellose Härte.«

»Wissen Sie, was ich ihm sage: Wenn Sie mir Agnes Hartmann nicht zum Weibe geben, will ich ihm zurufen, so verzichte ich auf Ihr Vermögen und werde selbst Scharfrichter.«

»Hoho! Sie spaßen.«

»Im vollen Ernste!«

»Ich aber sage Ihnen: einem Scharfrichter gebe ich mein Kind nicht; der Fluch in unserer Familie muß aufhören. Gute Nacht!«

Hartmann ging.

Jetzt trat der Bediente herein und deckte den Tisch.

»Speiset mein Vater nicht zu Hause?«

»Nein, Sie müssen allein essen, der Herr Vater ist bei einem Mahle eingeladen, welches die »Armensünderbruderschaft« heute zu Ehren des Herrn Rathes gibt, weil er einen Verbrecher zum Rade verurtheilte, dessen Execution morgen stattfindet, und bei dessen Leichenbegängniß die ganze Brüderschaft sich einfinden wird.«

»Diese Heuchler!« erwiederte Richard. Dann wandte er sich an den Bedienten und fragte:

»Was setzest Du mir vor?«

»Eine Suppe, eine Ente, Salat, Tischwein, eine Torte und zum Schlusse Tokayer. Der Herr Vater läßt Ihnen sagen, Sie möchten es sich wohl schmecken lassen; den Tokaier sende er Ihnen, um ihn zu Ehren der Armensünderbrüderschaft zu trinken, die ihn gespendet.«

»Laß mich jetzt allein. Du weißt, ich kann nicht essen,

wenn man mir, wie Du, jeden Bissen, jeden Trunk in den Hals hinein neidet. Ich werde Dir schon Etwas über lassen. — Wenn mein Vater nach Hause kommt, so melde es mir.«

»O den muß ich abholen! Der kann heute allein nicht gehen. Der bringt heute einen Haarbeutel mit, so groß wie ein Haus. Bei der Armensünderbrüderschaft kommt keiner ohne Hieb davon.«

»Erspare Dir deine Bemerkungen und gehe.«

Der Bediente zog sich zurück.

Als Richard allein war, fing er an die Suppe hastig zu essen und dann über die gebratene Ente mit wahrem Heißhunger herzufallen.

»Nicht übel!« sagte er; »die Suppe war sehr kräftig, und die Ente ist vortrefflich gebraten. Ich werde der Köchin Ehre machen und davon so viel verzehren als möglich. Ich bin neugierig, ob ich die Ente ganz bezwinge! — So! — Nun wollen wir den Weidlinger vom Jahre 1764 verkosten. Dieser ist meines Vaters Lieblingsgetränk, und er ist blos darum heute so freigebig damit, weil er bei den »Armensündern« dreimal bessern Wein findet, als er selbst im Keller hat. — Wenn sich mein Vater nur nicht gar so gern betränke! Er sagt, er schlafe nicht gut, wenn er dem Rebensaft nicht tüchtig zugesetzt. Ich glaube es; bleibt er nüchtern, so weckt ihn sein Gewissen! Er sieht in allen Ecken seines Schlafzimmers die jammervollen Gestalten, die seine Unbarmherzigkeit hingeopfert. Jenen armen Weber, den des Vaters Härte und Befangenheit auf das Schaffot brachte, und dessen Unschuld vier Wochen später an den Tag kam! Ich möchte meines Vaters Gewissen nicht besitzen! — Wenn ich Gelegenheit finde, seine Ungerechtigkeiten, seine Grausamkeiten nur in irgend

einer Sache auszugleichen, so will ich es thun! Mein Herz treibt mich hiezu!«

Als Richard so für sich sprach, hörte er plötzlich ein Geräusch im Camine.

Er horchte.

Es lösten sich einige Mauerstücke vom Rauchfange los. Endlich fiel ein Ziegelstück von der Höhe des Schornsteins und kollerte mit unheimlichem Getöse bis in Richards Zimmer.

»Teufel!« rief Richard, »was ist das? Es wird sich doch kein Sturmwind erhoben haben!«

Er sprang auf, nahm ein Licht und leuchtete in den Camin.

Neue Mauerstücke fielen zu seinen Füßen nieder.

Nun entstand ein Geklirr, wie von Ketten.

Richard starrte wie versteinert in den Camin.

Eine Pause trat ein.

»Aus dem nahen Criminalgerichtshause hat sich wahrscheinlich ein Gefangener über das Dach geflüchtet,« sagte Richard, »und findet nun keinen Ausweg zu entkommen. Er versucht durch den Rauchfang in unserm Hause ein anderes Terrain zu gewinnen. Bei mir wird er übel ankommen! Ich werde sogleich meinen Bedienten nach der Wache senden!«

Während Richard so sprach, stürzte ein schwerer Körper unter ängstlichem Gestöhne nieder.

Es war in der That ein Gefangener. Er trug schwere Ketten an Händen und Füßen.

»Heiliger Gott!« rief Richard, »dieser Mensch hat einen unglücklichen Fall gethan. Er blutet entsetzlich!«

Richard sprang herbei. Er nahm beide Lichter vom

Tische und stellte sie auf den Boden, um den Unglücklichen besser betrachten zu können, dann holte er eine Flasche Wasser, bespritzte den Ohnmächtigen damit, wusch ihm die Stirne, welche er sich am meisten beschädigt hatte, und flößte ihm etwas Wein ein.

Der Unbekannte kam zu sich.

»Wo bin ich?« fragte er.

»Unglücklicher!« antwortete Richard, »verlangen Sie nicht zu erfahren, wo Sie sind. Der Name des Mannes, der diese Wohnung besitzt, würde Sie erstarren machen; ich bin sein Sohn und kann nichts für Sie thun!«

»Und wenn Sie des Criminalrathes Schweighofer Sohn sind, so haben Sie Mitleid mit einem Menschen, der morgen um diese Stunde bereits todt und auf das Rad geflochten sein soll. Erbarmen Sie sich eines Delinquenten, der für die Frevel, die er allerdings verübt, durch die Tortur in allen Graden zehnfach gebüßt hat.«

»Sie sind der Friseur vom Salzgries, der entsetzliche Mörder?«

»Ja, mein Herr, dieser bin ich. Liefern Sie mich meinem Henker nicht aus!«

»Das muß ich. Ich bin Schweighofer's Sohn; ich werde Diejenigen nicht retten, welche mein Vater zum Tode verurtheilte.«

»O mein Gott! mein Gott!« wimmerte der Unglückliche. »So hat denn Vater und Sohn dasselbe Tigerherz!«

»Ich höre Geräusch,« sagte Richard. »Ich glaube, man sucht Sie bereits.«

»Geben Sie mir ein Messer von Ihrem Tische, ich will es mir in das Herz stoßen! So viel Erbarmen haben Sie

wenigstens mit mir! Man kommt! Geben Sie mir ein Messer, ich will sterben, zu Ihren Füßen will ich sterben!«

Richard kämpfte sichtbar mit sich, endlich sagte er:

»Halten Sie sich ruhig. Ich will den Eisenschuber am Camine schließen; bis Ihre Verfolger wieder abgezogen sind, bleiben Sie hier. Stöhnen Sie nicht! wimmern Sie nicht! die Gefahr wird bald vorüber gehen.«

Der Verbrecher drückte sich an die innere Mauer des Camins. Richard schob den Eisenschuber vor, stellte die beiden Lichter wieder auf den Tisch und warf sich, so unbefangen als er es vermochte, in seinen Stuhl.

Der Bediente stürzte herein.

»Die Büttel des Criminalgerichtes,« sprach er, »folgen mir auf der Ferse. Der Kerl, der morgen mit dem Frühesten ausgeführt, auf dem Hohenmarkte und auf der Freiung mit glühenden Zangen gezwickt und dann vor dem Schottenthore von Unten auf gerädert werden soll, ist über das Dach entkommen, und kann sich sonst nirgends als in unserem Hause herabgelassen haben. Wissen Sie nichts von ihm?«

»Was soll ich von ihm wissen? Bin ich Einer, der da aufgestellt ist, über Mörder zu wachen, daß sie nicht entspringen? Wo sind die Fahrlässigen, die ihn entkommen ließen, damit ich sie zurechtweise?«

Die Büttel, den Gefangenwärter an der Spitze und eine Schaar Rumorknechte drangen ungestüm herein.

»Was gibt es, Ihr Schlingel?« redete sie Richard an. »Ist das die Manier, mit welcher man bei mir eintritt? Die Hüte herunter, Ihr Flegel, oder ich schlage sie Euch vom Kopfe!«

»Entschuldigung, Euer Gestrengen,« sagte der Ge-

fangenwärter, »aber wir sind in Amtsangelegenheiten hier.«

»In meinem Zimmer? In der Wohnung des Criminalrathes Schweighofer, hier sucht Ihr Pflichtvergessenen einen Delinquenten? Hier bei dem Sohne eures Vorgesetzten? — Jacob, hole doch sogleich meinen Vater nach Hause, damit er diese fahrlässigen Schurken verhaften lasse und sie selbst als Verbrecher bestrafe.«

»Gnade! Gnade!« flehte der Gefangenwärter, »aber die Vorsicht gebietet uns, jede Wohnung zu untersuchen.«

»Auch die des strengen Rathes Schweighofer?«

»Gehen wir,« sagte einer der Büttel, »ich habe es ja gleich gesagt, hier einzudringen, sollen wir uns nicht vermessen.«

»Ja, geht Ihr Pflichtvergessenen, die Ihr eben so schlecht als dumm seid! — Hieher kommt Ihr und vergeudet die Zeit und bedenkt nicht, daß der Flüchtling längst durch ein Kellerloch im Hause auf die Straße entkommen sein kann? Nun denkt an diese Stunde und an die Prügel, die Euch mein Vater zumessen lassen wird; Jahr und Tag sollt Ihr unter der Erde bei Wasser und Brot eingesperrt werden, dazu will ich mein Möglichstes beitragen, und geht es nach meinem Sinne, so sollt Ihr gehängt werden, wenn Ihr den Delinquenten nicht schafft; ich werde Euch für den Galgen empfehlen.«

Zerknirscht schlichen sich die Leute davon. Der Bediente ging mit ihnen.

»Kommen Sie nun aus Ihrem Verstecke,« sagte Richard zu dem Flüchtling.

Er kroch aus dem Camine.

Richard verriegelte mittlerweile seine Zimmerthür.

»Die verfluchten Ketten!« sagte Richard. »Das Geklirr derselben wird Sie am meisten verrathen!«

»Geben Sie mir eine Zange, ich mache mich los.«

»Wo soll ich eine Zange hernehmen!«

»Geben Sie mir den Haken, an welchem Ihr Mantel hängt.«

Richard riß ihn aus der Mauer.

Der Verbrecher faßte den Haken mit Gewandtheit; er sprengte damit die Eisenbanden an den Händen, eben so schnell entledigte er sich der Fesseln an den Füßen.

Nach dieser Anstrengung fiel der Delinquent erschöpft auf einen Stuhl.

»Ich habe seit gestern Abends nicht einen Bissen gegessen.«

»Ist es nur das? — Da nehmen Sie, was sich hier vorfindet. — Vor Allem ein Glas Tokayer?«

»Gott lohne es Ihnen!«

»Ich will Ihnen beweisen, daß ich kein Tiger bin.«

Der Flüchtling aß mit Begierde und stürzte eben so schnell ein paar Gläser Tokayer hinunter.

»Was nun?«

»Setzen Sie Ihrer edlen Handlung die Krone auf, geben Sie mir andere Kleider.«

»Auch dies! — Nun erkläre ich Ihnen, daß wenn mein Vater an Ihnen die Folter nicht mit so großer Härte hätte anwenden lassen, ich kein Erbarmen mit Ihnen haben könnte. Sie sind ein Raubmörder, ein grausamer Raubmörder. Es soll der zweite Mord sein, den Sie

verübten! Ich begehe ein Verbrechen, daß ich Sie zu retten suche. — Und werden Sie wieder ergriffen und Sie verrathen, daß ich Ihnen beigestanden, so komme ich, als der Sohn Ihres Richters, der gegen den Beruf des eigenen Vaters handelte, gegen die Gesetze verstieß und die menschliche Gesellschaft neuerdings mit einem Ungeheuer versieht, auf Jahre hin ins Gefängniß.«

»Nie, nie werde ich Sie verrathen. Sie wissen nicht, in welch' ein Verhängniß ich gerieth, jene Bluttthat zu vollbringen. Auch habe ich keinen andern Zweck, als meine Geliebte noch einmal zu sehen, dann überliefere ich mich selbst dem Gerichte wieder. Mit meiner Schuld belastet, von den Furien des Gewissens gepeitscht, verwünscht und verflucht von der menschlichen Gesellschaft, will ich und kann ich nicht länger leben! Ich selbst verdamme mich zum Tode.«

»Es sei! — In diesem Schranke finden Sie Kleider.«

Man hörte auf der Treppe einen argen Spectakel.

»Mein Vater kommt nach Hause! Wenn er in mein Zimmer geräth . . .«

»Ich nehme mir die abgetragensten Kleider, wenn Sie es gestatten.«

»In Gottes Namen! Ich schließe Sie hier ein und gehe meinem Vater entgegen. Wenn ich zurückkomme, müssen Sie umgekleidet sein!«

»Aber wie komme ich aus dem Hause?«

»Rückwärts, durch das Thor, gegen die kleine Gasse.«

Richard ging, verschloß sein Zimmer und der Flüchtling öffnete den Schrank, um sich Kleider auszuwählen.

II.

Der Criminalgerichtsrath kam sehr berauscht nach Hause. Nur mit großer Mühe vermochte ihn der Bediente über die Stiege hinauf zu bringen.

Richard ging dem Vater entgegen, küßte ihm ehrerbietig die Hand und wollte ihn ebenfalls am Arme führen.

»Ich weiß nicht was Ihr wollt!« herrschte der Rath seinem Sohne und dem Bedienten zu. »Ihr thut gerade so, als wenn ich be—betrunken wäre! Laßt mich los, oder ich versetze Euch mit meinem spanischen Rohre Eins hinter —die—die—Oh—ren!«

Sie ließen ihn los, und da lag Se. Gestrengen gerade an der Pforte seiner Wohnung. Hut und Perrücke flogen ihm vom Haupte.

Richard und Jacob sprangen herzu und halfen ihm auf.

»Haben Sie Schaden genommen, Herr Vater?« fragte Richard.

»Den Teu—Teufel hab' ich! Der Schu—Schuft von Bedienten hat mir den Fuß untergesetzt. Warte Schu—Schuft, Du sollst mir ins Loch!«

Wankend und schwerfällig wie eine Kanone, wurde Schweighofer in sein Schlafzimmer geführt. Er sank auf ein Sopha, löste die Halsbinde auf, warf seinen gestickten Gallarock bei Seite, und klagte über unleidliche Hitze.

»Frisches Wasser, Jacob!« befahl Richard dem Diener. »Vater, trinken Sie ein paar Gläser, das wird Ihnen gut thun.«

»Ich will kein Wa—Wasser!« schrie Schweighofer. »Wei—Wei—Wein will ich. Jacob, zwei Bouteillen

Weidlinger; der Weidlinger soll mir den uralten »Maurer,« den ich geso—getrunken, zur Raison bringen.«

»Ich will den Herrn Rath sogleich nüchtern machen,« versetzte der Bediente, »ich werde ihm hinterbringen, daß sein Delinquent echappirt ist, da werden Sie sehen, Herr Richard, wie schnell er zu sich kommt.«

»Jetzt nicht! jetzt nicht! Es ist noch zu früh. Laß ihn erst Wasser trinken, laß ihn ruhiger werden, dann hinterbringe ihm die Nachricht. In seiner Aufregung eine solche Hiobspost! Es könnte ihn der Schlag treffen!«

Jacob ging, um frisches Wasser zu holen.

»Was habt Ihr für Heim — Heimlich — Heimlichkeiten? Ich will sie wissen, Jacob, sprich.«

»Jacob ist hinausgegangen.«

»Hinaus — hinausgegangen ohne meine Erlaubniß? — Wenn mir der Kerl — der Kerl nur eine Uhr stehlen möchte, daß ich ihn hängen lassen könnte!«

»Richard, rede dem Jacob zu, daß er mir eine Uhr stiehlt, dann muß er baumeln. — Heda! Wo ist mein Weidlinger?«

»Sogleich, Herr Vater.«

»Indeß sage — sage mir, was es Neues gibt? Was ist geschehen, während ich nicht zu Hause war?«

»O weh!« sagte Richard für sich.

»Es muß Etwas geschehen seyn! In Wien geschieht immer etwas! — Bald bricht Feuer aus, bald wird ein Hund ausgetrommelt, bald wird gestohlen, bald geschieht ein Selbstmord, oder ein Raubmord, das Letz — Letztere ist mir das Liebste! — Bald entstehen Händel auf der Straße, bald besäuft sich ein Lump! Nun besoffen wird sich doch Einer haben? In Wien gibt es fünfhundert Weinhäuser

und tausend Bierhäuser, die werden doch einen — einen — Be — Besoffenen aufzuweisen haben.«

»Die größten Räusche werden in Privatcirkeln angezecht.«

»Richtig, Du hast Recht, Richard. — Mir scheint, ich habe auch einen Privatrausch — wir sind allein, Richard, ich — ich will Dir Etwas anvertrauen, ich glaube, glaube, ich habe auch einen Privatrausch, aber nichts sagen vor dem — vor dem Bedienten, so ein Hallunke verliert gleich den Re — Respect.«

»Legen Sie sich zu Bette, Herr Vater. Schlafen Sie; es ist ohnehin spät! — Sollten Sie auch zu viel getrunken haben, so gleicht ein gesunder Schlaf Alles aus.«

»Schlaf? Ja, der Schlaf ist für den Benebelten das Beste. Ich, ich bin auch — schlä — schläfrig! Zieh mich aus, Richard, ich — ich bitte Dich — ich — ich will den Jacob nicht mehr sehn, bis — bis er — gehängt ist.«

Richard entkleidete seinen Vater und trug ihn ins Bett.

Jacob trat mit einer Flasche Wasser ein.

»Der Vater will Dich nicht mehr sehen; geh'! Setze die Flasche mit Wasser hin und entferne Dich schnell!«

»Weiß er schon von der Flucht des Delinquenten?« fragte Jacob leise.

»Morgen Früh,« antwortete Richard eben so leise, »wollen wir sie ihm melden. — Er kann ja heute doch nichts mehr verfügen; in diesem Zustande schon gar nicht. Indeß finden die Rumorknechte gewiß den Flüchtling.«

»Ja,« erwiederte Jacob, »bei den Stadtthoren kann er nicht mehr hinaus. Der Herr Oberlandrichter hat sogleich Ordonnanzen abgeschickt und gemessene Befehle gegeben.«

»Dann ist der arme Teufel verloren!« dachte Richard.

»Sehen Sie, junger Herr,« sagte Jacob, »der Herr Rath schläft schon, er schnarcht, daß man es von hier bis auf den Lichtensteg hören kann.«

»Lassen wir ihn schlafen; ich will mich auch zu Bette legen. Du bleibst aber im Vorzimmeer, im Falle meinem Vater Etwas zustoßen sollte! Gute Nacht, Jacob, gib auf meinen Vater gut Acht! Ich gehe.«

Richard ging.

»Es wird sich nicht ins Vorzimmer gelegt, sondern hierher auf das Sopha,« sagte der Bediente. »Auf dieses Sopha habe ich schon lange eine Passion, dies wird heute mit meinen Stiefeln recht schmutzig gemacht und morgen muß es der Herr Rath selbst gethan haben! Warte, alter, böser Mann, der meinen Bruder, blos auf einen leisen Verdacht hin, martern und bei Wasser und Brot sieben Monate lang hinsetzen ließ, ich werde Dir auch Etwas thun, wenn auch nur vor der Hand einen unbedeutenden Schabernak, aber ein Schabernak wird Dir zugefügt. — Dann werden die beiden Bouteillen Weidlinger, die Du mir zu holen befahlst, ausgestochen und die leeren Flaschen zum Bette hingestellt; diese mußt Du ebenfalls getrunken haben, Du magst wollen oder nicht. Und endlich und hauptsächlich und insonderheitlich, Unmensch, Tyrann, Satan und Bluthund, wenn Du erwachst und mich rufst, und nach mir verlangst, und mir wieder alle Schimpfnamen der Welt zurufst: werde ich Dir sagen, dein Delinquent ist über alle Berge, die Verhöhnung der ganzen Stadt wartet auf Dich, während Du Dich betrinkst in fremden Häusern, flüchten sich deine, zum Tode Verurtheilten in dein Haus! schlechte Aufsicht, erbärmliche Untergebene, Anzeige des Oberland-

richters bei Sr. Majestät! Absetzung auf allerhöchsten Befehl! Vielleicht, Unbarmherziger, trifft Dich da ein Schlagfluß! Mit Trunkenbolden geht es ja meistens schnell vorüber.«

Jacob entkorkte eine Bouteille Weidlinger, schenkte sich ein und trank mit raschen Zügen.

»Spitzbube!« sagte der Rath.

Jacob horchte auf.

»Er spricht mit sich selber,« bemerkte Jacob.

»Hallunke, willst Du gestehen!«

»Haha! Er verhört schon wieder einen armen Teufel!«

»Steckelknechte! führt den Gauner in die Folterkammer.«

»Nun warte, ich werde Dich auch foltern, wache nur auf.«

Der Rath sprach nichts mehr.

Jacob leerte die Flasche und machte sich dann über die andere her. Er trank aus Herzenslust. Endlich schlief Jacob ebenfalls ein.

Lassen wir den Herrn und den Diener schlafen.

* * *

Mittlerweile war Richard zu seinem Flüchtling zurückgekehrt.

Richard staunte nicht wenig, als er den Verbrecher in den Kleidern seines Vaters vor sich sah.

»Zum Geier!« rief Richard, »was ist das? Sie haben meines Vaters Kleider angezogen?«

»Ich fand sie hier im Schranke.«

»Es sind meines Vaters abgelegte Bureau-Kleider, sogar eine seiner Perrücken eigneten Sie sich an und seinen Hut!«

»Es sind noch zwei Perrücken und noch zwei Hüte hier! Lassen Sie mich so fort, ich entkomme in diesen Kleidern um so sicherer.«

»Ach mein Gott!« versetzte Richard, »zu welch einem Vergehen hab' ich meine Hand geboten! Sie sind im Stande, zehn Schritte von hier wieder einen Raub zu begehen, oder gar einen Mord zu verüber!«

»Ohne Waffen! — Und einen Raub trauen Sie mir zu? — Herr, ich habe Geld, viel Geld, und will nur darüber verfügen, dann stelle ich mich, so wahr ich vor Gott Gnade finden will, dem Gerichte wieder. Mein Sünderleben ekelt mich an! Ich will sterben; nur mit meinem Gelde will ich ein gutes Werk üben! Noch mehr, lieber Herr, von dem, was ich besitze, will ich die Hälfte Ihnen geben. Kommen Sie mit, Sie sollen es sogleich erhalten.«

»Reden Sie nicht aus, Ihre Aeußerungen empören mich!«

»So lassen Sie mich fort, so lange noch die Nacht meine Flucht begünstigen kann.«

»In meines Vaters Kleidern?«

»Ist das nicht alles Eins, ob in den Ihrigen oder in den Seinigen? Und tragen nicht alle Criminalräthe im Amte gleiche Farben?«

»Wenn Sie ergriffen werden, was werden Sie sagen, von wem Sie diesen Anzug erhielten?«

»Ich raubte ihn in Ihrem Hause. Den Raub wird man mir glauben, und lasse ich nicht mein Wams, meine Gefängnißtracht, ja sogar die Ketten zurück? Ist dies nicht genug Beweis, daß ich hier eingebrochen?«

»Sie kommen nicht durch! Alle Stadtthore sind besetzt.«

»Ich will nicht aus der Stadt. Ich will nur mein Geld holen, dieses meiner Geliebten schenken, dann verfüge der Himmel über mich, was ihm beliebt!«

»Kommen Sie! Ich habe mich bereits zu weit mit Ihnen eingelassen. Meine Gutmüthigkeit hat mir wieder einen entsetzlichen Streich gespielt. Kommen Sie!«

In diesem Augenblicke hörte man an das Hausthor furchtbar anschlagen.

Richard erbebte.

»Weshalb erschrecken Sie?«

»Gewiß kommen die Büttel, die Rumorknechte, der Gefangenwärter wieder zurück. Fruchtlose Nachforschungen führen sie wieder hierher! Sie müssen, da man überall nach Ihnen gefahndet und Sie nirgends entdeckt hat, vermuthen, daß Sie noch hier sind. Man wird jetzt erst jeden Winkel durchspähen und Sie und ich sind verloren.«

Man hörte jetzt noch stärker den Thorklöppel bewegen.

»Haben Sie einen Hausschlüssel?«

»O ja!«

»Geben Sie mir ihn!«

»Sind Sie toll?«

»Ich öffne. Während die Wachen ins Haus dringen, schleiche ich hinaus. Ich bin's ja der der Gefahr entgegen geht, nicht Sie.«

Der Lärm am Hausthore wurde immer ärger.

Der Flüchtling trat rasch ans Fenster, öffnete dasselbe und rief auf die Straße:

»Was gibt es denn?«

»Der Herr Oberlandrichter ist in Person hier. Er

selbst leitet die Haussuchung! Aufgemacht! Aufgemacht oder die Stadtzimmerleute, die mitgekommen, hauen das Thor ein.«

»Alle Hochachtung für den Herrn Oberlandrichter,« versetzte der Flüchtling. »Ich öffne sogleich! Ich komme schon!«

»Gott lohne Ihnen Ihren Edelmuth!« rief der Flüchtling, nahm ein Licht, um über die Stiege hinab und das Schlüsselloch am Hausthor zu finden; als dies geschehen, blies er das Licht aus, öffnete das Thor, zog den Schlüssel ab, ließ den Herrn Oberlandrichter und sein ganzes Gefolge ein. Als alle diese Personen an ihm vorüber waren, entwischte er, geschützt durch die pechfinstere Nacht und die erbärmliche Straßenbeleuchtung, verschloß das Thor von Außen, schob den Schlüssel unter dem Thore ins Haus und eilte fort.

Der Oberlandrichter ließ sich durch einen der Rumorknechte, deren mehrere Laternen trugen, in das Haus leuchten.

»Zuerst seht in den Kellern nach, besetzt die Stiegen in beiden Stockwerken und vertheilt Euch besonders im zweiten Hofe. Ich höre, dort gibt es so viele kleine Holzgewölbe; dorthin wendet eure ganze Aufmerksamkeit. Ich will im vorderen Tracte jeden Winkel durchspähen.«

»Du, mein Neffe Conrad, gehe zu deinem Freunde Richard, sorge für Schreibmaterial, ich vernehme noch in der Nacht alle Einwohner.«

»Und was geschieht mit dem Rathe Schweighofer?«

»Zu diesem verfüge ich mich selbst. Man hat mir gemeldet, in welchem Zustande er von der Armensünderbruderschaft nach Hause gekommen. Ich will strenge mit ihm ins Gericht gehen.«

Die Hausuntersuchung begann.

Conrad verfügte sich zu Richard.

Indeß hatte Jacob, von dem Lärmen am Hausthor geweckt, ebenfalls den Kopf zum Fenster hinausgestreckt und sehr gut gehört, was geschehen.

»Jetzt ist es Zeit!« dachte Jacob, »die Bombe los zu brennen. Warte, alter Wütherich! Dir soll die Hölle heiß werden. Ehe noch der Oberlandrichter Dich ängstigen wird, will ich Dich ängstigen! Du sollst ein kleines Pröbchen empfinden, wie einem auf der Folter ist.«

Jacob stürzte ungestüm auf das Bett des Criminalrathes hin.

»Stehen Sie auf!« schrie er ihm in die Ohren! »Das jüngste Gericht ist da, es macht kurzen Proceß mit den alten Sündern.«

»Aufhängen! köpfen!« lallte Schweighofer.

»Verdient hätten Sie es,« erwiederte Jacob. »Hören Sie, entwinden Sie sich doch Ihres thierischen Schlafes. Sie sollen gehängt werden!« brüllte er dem Alten in die Ohren.

»Wie, ich?« fragte Schweighofer noch immer schlaftrunken.

»Wissen Sie denn nichts? Ich donnere es Ihnen ja schon eine Stunde in die Ohren.«

»Ei Du verfluchter Kerl! Du, schändlicher Jacob, bist es? Jetzt ermanne ich mich erst!«

Schweighofer setzte sich im Bette auf und gab seinem Bedienten einen heftigen Stoß.

»Stoßen Sie nicht!« wüthete Jacob, »denn Sie werden sogleich vom Oberlandrichter einen Stoß bekommen,

der Sie vom Rathstisch weg in die Verdammung stoßen wird.«

Jacob schrie: »Der Delinquent, der morgen um sieben Uhr ausgeführt werden soll, ist entflohen, und Sie sind Schuld daran!«

»Der Delinquent« — dehnte der Criminalrath, »entflohen? Schurke, Du lügst!«

»Ja, entflohen ist er; während Sie betrunken nach Hause taumelten, suchte er das Weite.«

»Ei Du unverschämter Bube!« wüthete Schweighofer, »ich lasse Dich in der Nacht noch verhaften.«

»Mich lassen Sie verhaften? Hoho! Der Oberlandrichter ist mit dem halben Rathsgremium im Hause und Sie werden verhaftet! Hören Sie den Tumult? Und ich trete als Zeuge gegen Sie auf und beschwöre, daß ich Sie betrunken nach Hause geschleppt.«

Dem Rathe war zu Muthe, als sollte er selbst zum Tode geführt werden.

Er sprang aus dem Bette, warf sich in seine Kleider und eilte dem Oberlandrichter entgegen.

Dieser aber stand schon vor der Thüre als der Rath sie öffnete.

»Eine schöne Bescheerung,« sprach der Oberlandrichter. »Der Mörder ist entflohen! Ganz Wien ist morgen schon beim Grauen des Tages auf den Beinen. Von allen Vorstädten und vom Lande ziehen Menschen herbei, Alles will den greulichen Verbrecher richten sehen — und kein Verbrecher ist zu finden!«

»Ich weiß kein Wort von dieser Flucht,« stammelte Schweighofer.

»Das glaub' ich,« versetzte der Bürgermeister. »Sie

haben gestern etwas Anderes zu visitiren gehabt als ein Gefängniß! ein Weinkeller, dachten Sie, befindet sich auch unter der Erde! — Herr Rath Wanner, Herr Actuar Solbett, nehmen Sie ein Protocoll auf, das ist ein Fall, der dem Kaiser vorgelegt werden muß. Er macht zu viel Aufsehen.«

III.

Nachdem der Oberlandrichter den Rath Schweighofer befragt, was er bei seiner Entfernung aus dem Gefangenhause dem Gefangenwärter, den Bütteln, den Wachen für Befehle gegeben, um den Delinquenten nicht aus den Augen zu lassen, mußte Schweighofer bekennen, daß er Nachmittags nicht mehr in sein Bureau gekommen, sondern nachdem er bei einem Collegen zu Mittag gespeist, in Milano's Caffeehause auf dem Kohlmarkte bis acht Uhr Schach gespielt, und dann zu dem Gelage der »Armensünderbruderschaft« sich verfügt und dort bis zwölf Uhr Nachts geblieben sei.

»Ich suspendire Sie, Kraft meiner Oberlandesrichterwürde, vom Amte,« versetzte der Chef des Gerichts, »und Sie dürfen Ihre Wohnung bis auf Weiteres nicht verlassen. — Was noch über Sie verhängt wird, weiß ich nicht, aber ein Mann, welcher keinen günstigen Ausspruch über eine Untersuchung, die, gestützt auf die grausamsten Folterqualen, einen Unschuldigen zum Tode condemnirte, zu erwarten hat, hätte sich nicht wieder Etwas zu Schulden kommen lassen sollen.«

Schweighofer stand vernichtet.

Indeß kamen die Meldungen von allen jenen Personen, die zur Haussuchung beordert waren, zu dem Oberlandrichter zurück.

»Nirgend eine Spur von dem Verbrecher.

Vorsichtshalber wurde das Haus mit Wachen besetzt.

Rath Schweighofer erhielt Hausarrest.

Zwei Stadtsoldaten wurden vor seine Thür gestellt.

Der Oberlandrichter und seine Leute verfügten sich in das Zimmer Richards.

* *
*

In dem Zimmer Richards ging es aber noch ängstlicher her, als bei seinem Vater.

Kaum war Conrad, der Neffe des Oberlandrichters, bei seinem Freunde eingetreten, um dort ebenfalls Erhebungen einzuleiten, so bemerkt er an Richard eine Befangenheit, Beklommenheit und Angst, die Conrad auffiel.

Richard und Conrad waren die wärmsten Freunde, sie waren ein Herz und ein Sinn, und so muthwillig, heiteren Muthes und voller Schnacken und Schelmereien der Neffe des Oberlandrichters auch immer war, so verstimmte ihn doch die Schwermuth Richards, und er fragte ihn:

»Was für ein wehmüthiges Gesicht schneidest Du? Ich glaube gar, Du weißt schon, was deinem Vater bevorsteht; aber darüber sollst Du den Kopf nicht verlieren.«

»Ach, Du weißt nicht was —«

»Wohl weiß ich es. Einer, der Morgen hätte gerädert werden sollen, ist auf und davon; dem boshaften Gesindel, das gerne zwicken, spießen, köpfen, hängen und aufs Rad flechten sieht, ist seine grausame Schaulust verdorben, und

das freut mich. Es ärgert mich nur, daß ich dem Kerl nicht fortgeholfen; Gott weiß es, ich hätte es mit Freuden gethan, denn den Pöbel in Wien um eine Execution zu bringen, das wäre meine höchste Lust.«

»Ein solcher Unbesonnener, der dies gethan hat, steht vor Dir.«

»Wie? Du hast dem Kerl durchgeholfen?«

»Ja, ich that's, ich weiß selbst nicht, wie ich mich dazu hinreißen ließ, nun aber mache ich mir schreckliche Vorwürfe . . .«

»Vorwürfe? Warum nicht gar! Ich umarme Dich dafür.«

»Man wird jetzt mein Zimmer durchsuchen. Hier im Camine liegen des Delinquenten Kleider und seine Fesseln; in einem der Anzüge meines Vaters huschte er in dem Augenblicke aus dem Hause, in welchem dein Onkel und Du und euer Gefolge eintraten. Der Delinquent war es, der das Thor Euch öffnete.«

Conrad lachte hierüber aus vollem Herzen.

»Ei, das muß ja ein köstlicher-Kerl sein, dieser Friseur!« bemerkte Conrad. »Ich könnte ihm meine Freundschaft schenken, wenn er nicht ein Verbrecher wäre!«

»Ich werde mich angeben.«

»Da müßtest Du ein Narr sein! Wo sind seine Fesseln, wo sind seine zurückgelassenen Kleider?«

»Hier.«

»Also wozu deine Verzweiflung! Hast Du ihm deine Thür geöffnet?«

»Nein! er kam durch den Rauchfang.«

»Hast Du seine Fesseln ihm abgefeilt?«

»Nein, er sprengte sie mit einem Eisenhaken aus jener Mauer.«

»Hast Du ihn umgekleidet?«

»Nein, er nahm aus dem Schranke dort von den alten Kleidern, die ihm paßten, was ihm beliebte; er nahm nicht einmal meine Kleider, sondern die des Vaters.«

»Also! Was kann man Dir anhaben?«

»Wenn man ihn aber wieder einfängt und er aussagt, daß ich mit ihm gesprochen, ihm Wein zur Stärkung gegeben, ihn nicht gehindert, zu entfliehen.«

»Du Narr, dem widersprichst Du! Du sagst, der Kerl wolle den Sohn des Mannes aus Rache ins Unglück stürzen, der ihn veurtheilt. Hast Du noch nicht so viel in deiner juridischen Praxis weg und begriffen, daß nichts leichter sei, als ein X für ein U zu machen? — Zudem ist es ein zum Tode Verurtheilter! Ein solcher Mensch darf sagen, was er will, er hat immer unrecht; er wird blos gefangen genommen, neuerdings zum Tode vorbereitet, ausgeführt, gezwickt und gerädert. Du kommst in gar keine Collision.«

»Freilich war ich nicht immer in meinem Zimmer. Als mein Vater nach Hause kam, ging ich zu ihm.«

»Wie lang dauerte dies?«

»Eine halbe Stunde.«

»Sah dich Jemand bei dem Vater?«

»Jacob, der Bediente.«

»Victoria! In dieser halben Stunde kam der Bursche durch den Rauchfang, entledigte sich seiner Fesseln, kleidete sich um! Victoria, Alles geht wie gewünscht.«

»Nun mache ich Lärm! Nehme ein Protocoll auf, erwerbe ein Belobungsdecret, habe Millionen Spaß, rette Dich und lache noch ein Jahr über diesen Jux!«

»Du nimmst die Sache so leicht!«

»Was, leicht? Sie ist leicht und kommt mir gerade recht! Wieder ist ein öffentlicher, mit Grausamkeit und Tyrannei verbundener Act vereitelt, wieder ist Gelegenheit geboten, daß Sonnenfels gegen die Tortur und andere Menschenquälereien, gegen das Gefängnißwesen, gegen die Willkür der Richter zu eifern vermag. Unser Criminalgerichtswesen ist morsch, noch ein paar starke Angriffe, und der alte Bau fällt über den Haufen.«

»Und mein Vater?«

»Der fällt noch eher, als das Gericht, dem er dient.«

»Seine Fahrlässigkeit wird bestraft.«

»Diese ließ er sich zu Schulden kommen, noch ehe Du dem Mörder aus dem Hause halfst.«

»Mein Vater wird abgesetzt.«

»Des armen Webers wegen! Die Kaiserin und der Kaiser sind Beide über deines Vaters grasse Ungerechtigkeit außer sich.«

»Mein Vater stirbt vor Gram, wenn er seine Würde verliert.«

»Er stirbt nicht! Dein Vater ist zu reich, um sich zu grämen. Im Anfange wird er zerknirscht sein, dann werden ihn aber seine Ducaten wieder aufrichten. Und nun ende ein Mal deine Einwürfe. Mein Onkel wird augenblicklich hier sein, um zu erfahren, was ich hier ausgerichtet. Ich höre ihn schon kommen. Um die Sache recht wahrscheinlich zu machen, will ich ihm mit Freudengeschrei entgegen gehen.«

Conrad öffnete die Thür und sprach mit starker Stimme zu Richard:

»Komm nur mit und melde Du selbst, was wir entdeckt haben, das ist ja unbezahlbar.«

Der Oberlandrichter trat ein und fragte:

»Was habt Ihr entdeckt?«

»Die Art, wie der Delinquent es gemacht, daß er entkommen. Hier sehen Sie, Herr Onkel Oberlandrichter, die Fesseln des Flüchtlings, seine Kleider; im Camine fanden wir Alles! Durch den Rauchfang, den er in diesem Hause durch die Flucht aus dem Bodenfenster des anstoßenden Criminalgebäudes erreichte, kam er hieher. Hier ließ er sich herab, begab sich sodann in Richards Stube, plünderte den Schrank, zog des Rathes Schweighofer abgelegte Kleider an, stahl den Hausschlüssel und entfloh, begünstigt durch die Nacht!«

»Wo befand sich Richard mittlerweile als dies geschah?« fragte der Oberlandrichter.

»Bei seinem Vater, der in dem Augenblicke nach Hause gekommen, in welchem die Flucht geschah.«

»Das ist nicht wahr!« wetterte der Oberlandrichter. »Der Verbrecher entfloh noch in der Dämmerung und Schweighofer kam erst nach Mitternacht heim.«

»Das ist sehr möglich,« erwiederte Richard. »Der Verbrecher mag auch wohl einige Zeit auf dem Hausboden nebenan und auf dem Dache dieses Gebäudes herum geirrt sein, bis er es für gerathen hielt, sich durch den Rauchfang herab zu lassen.«

»Wie entdeckten Sie die Kleider und die Fesseln des Delinquenten?« fragte jetzt der Oberlandrichter Richard.

»Er entdeckte sie nicht,« versetzte Conrad, »mir gelang dies, und ich bilde mir etwas darauf ein, daß es mir gelang.«

»Ich weiß nicht, was Du in einem fort antwortest, wenn ich Richard frage,« sprach der Oberlandrichter. »Er

bedarf doch wohl nicht deiner Zunge, um mit mir zu reden.«

»Also sprechen Sie, Herr Richard, wenn Sie die Kleider und die Fesseln des Delinquenten nicht entdeckten, wie war es möglich, daß der Delinquent hier herabkommen konnte, ohne Ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Ich sehe hier Mauerstücke, die mit dem Delinquenten in den Camin und in Ihr Zimmer stürzten; des Delinquenten Ketten, sein Sturz selbst, von dieser Höhe, muß Lärm gemacht haben, — wie kam es, daß dieser Lärm Ihnen nicht auffiel? —«

»Der Herr Onkel Oberlandrichter hören ja, daß Richard nicht in seinem Zimmer war.«

»Du sprichst schon wieder! Doch der Sache wollen wir bald ein Ende machen. Es ist hier etwas Dringenderes geboten als ein Protocoll mit Richard und Dir aufzunehmen. Richard, setzen Sie sich hin und beschreiben Sie die Kleider genau, in welche sich der Verbrecher geworfen. Das Nothwendigste ist jetzt, eine neue Personbeschreibung, einen neuen Steckbrief zu erlassen, und diesen in der ganzen Stadt so schnell als möglich zu verbreiten.«

»Ich will meines Vaters Kleider genau beschreiben,« versetzte Richard, und schickte sich an, dieses am Schreibtische zu thun.

»Du hast ihm nicht über die Schulter zuzusehen, was er schreibt,« rief der Oberlandrichter seinem Neffen zu.

»Hieher komme, ans Fenster! —«

Ich weiß nicht, Herr Onkel, was Sie bewegt, mich und Richard mit solchem Mißtrauen zu quälen?«

»Ihr seid Freunde, beide Schüler des Professors Sonnenfels, Beide, wie euer Lehrer, Philantropen. Euer

Professor und Ihr mit ihm, predigt gegen die Tortur, gegen die Todesstrafe; in euren Augen ist der Scharfrichter eine überflüssige Person! -- Mir kommt die ganze Geschichte höchst verdächtig vor, um so mehr, als mir gemeldet wurde, daß schon vor einer Stunde der Gefangenwärter, die Büttel und die Rumorknechte in Richards Zimmer waren, eine Haussuchung unternehmen wollten, welcher sich jedoch Richard mit aller Macht widersetzte.«

»Ich bin fertig,« meldete Richard. »Hier, Herr Oberlandrichter, ist die gewünschte Beschreibung.«

»Gut!« erwiederte der Oberlandrichter. »Ich befehle Ihnen nun, ebenso wenig dies Zimmer zu verlassen, wie Ihr Vater sein Zimmer verlassen darf; auch Sie haben Hausarrest. Zwei Mann Wache bleiben vor Ihrer Thüre; Niemand darf mit Ihnen sprechen. Ein sehr strenger Gerichtsrath wird morgen Früh bei Ihnen erscheinen und Sie vernehmen.«

»Oh weh!« sagte Conrad für sich.

»Du folgst mir!« herrschte der Oberlandrichter seinem Neffen zu. »Du bringst in meinem Bureau deinen Rapport zu Papier.«

Richard wurde ganz bleich.

Conrad ging an der Seite seines Onkels wohlgemuth von dannen.

IV.

Noch besteht auf der Fischerstiege in Wien ein Bierhaus »zum guten Hirten«, das im Jahre 1772 und viele spätere Jahre der Sammelplatz der vorzüglichsten Beamten, besonders der ersten Landgerichtsräthe und der reichsten Bürger, die hier den Ton angaben, war.

Diese distinguirte Gesellschaft befand sich im zweiten Zimmer, rechts neben dem Thorwege, welches gegenwärtig ein Holzgewölbe ist, eine niedere, aber für den Beutel des Wirthes damals höchst respectable Stube.

Wenn in Wien irgend etwas vorkam, das Sensation erregte, so blieb ja gewiß kein Gast weder aus dem ersten, noch zweiten Zimmer fort. Dieses Bierhaus war so recht der Stapelplatz aller Neuigkeiten und hatte man die Mittheilung der Vorfälle aus dem zweiten Zimmer, so waren sie zuverläßlich wie die officiellen Nachrichten in unserer heutigen Wiener Zeitung.

Am Vorabende des Hinrichtungstages des Friseurs war das Bierhaus überfüllt. Die Gäste drängten sich so zusammen, daß sogar je drei Landgerichtsräthe auf zwei Stühlen sitzen mußten. Im ersten Zimmer saßen sogar auf einer Bank, welche nur für vier Menschen berechnet war, acht zusammen; die später Kommenden mochten stehen, und als der dicke Fischhändler Höpfinger einsprach, ein Mann, der gewiß drei Centner wog, trat ihm der Wirth entgegen und sagte:

»Ihnen, lieber Nachbar, werde ich heute Ihr Deputat an Bier (er trank Tag für Tag achtundzwanzig Halbe) ins Haus schicken. Hier ist heute kein Platz, das werden Sie einsehen.«

»Warum nicht gar!« antwortete Höpfinger, »dann bleib' ich für immer weg. Bier bekomme ich überall, der Neuigkeiten wegen komme ich. Kann ich heute diese nicht erfahren, so brauch ich auch keinen Trunk, und Sie, Herr Doppler, sollen mich gewiß nicht wieder sehen.«

»Nun, nun,« versetzte Altmeyer, der Messerschmied, »vielleicht können wir doch noch einen Platz finden. Setzen Sie sich dort auf das Zweieimerfaß.«

»Da kommt der Student hin,« erwiederte Doppler. »Meinetwegen, ich sage dem Studenten, daß er um ein Haus weiter gehen soll. Der Kerl läßt ohnehin immer aufschreiben.«

»Nein, nein, der Student muß hier bleiben,« versetzte der Schneidermeister Walser. »Er unterhält die Gesellschaft gar zu gut, macht prächtige Stegreiflieder — und erfährt die Wirthin, daß der Student verdrängt wurde, so schickt sie uns Portionen herein, wovon gerade zwei auf einen hohlen Zahn passen.«

»Ja, mein Weib,« sagte der Wirth, »die treibt es mit dem Burschen zu arg, und das blos, weil er ihrer Schwester die Cour schneidet.«

»Freilich,« versetzte der Schneider und stieß seinen Nachbar, den Zinngießer Moosbrunner, mit dem Ellenbogen, »blos der Schwester wegen!«

»Der Esel von Wirth merkt es noch nicht,« zischelt Moosbrunner dem Schneider zu, »daß das junge schöne

Weib in den Studenten geschossen ist, und daß sie vor Liebe zu ihm weder hört oder sieht.«

»Bekomme ich also einen Platz oder bekomme ich keinen?« fragte der Fischhändler. »Nein oder ja? Heißt es »Nein«, nehme ich Abschied von dem Wirth und den Gästen. Ich gehe »zum großen Christoph«, und gewöhne mir das Weintrinken an; mein Doctor sagt ohnehin, vom Biertrinken könnte ich fett werden und das wäre mir nicht gesund.«

Als der Wirth hörte, der Fischhändler wolle sich das Weintrinken und noch dazu bei einem verhaßten Nachbar angewöhnen, rief er diesem zu:

»Bleiben Sie, Herr Höpfinger. »Mir fällt etwas ein. Ich hebe die Thür von meiner Käsekammer aus und stelle Ihnen da ein »Tischel« und einen breiten Stuhl hin, da sehen Sie auf uns heraus und hören ein jedes Wort.«

»Aber in der Käsekammer stinkt es ja abscheulich!«

»Wegen einmal macht es nichts. Es wird ohnehin stark geraucht, da kann sich »der Käs« nicht sehr alteriren.«

Der Fischhändler fand seinen Platz. Er prangte in der Käsekammer, einem hölzernen Verschlage, wie in einer Loge; er erhielt eine eigene Unschlittkerze und gleich vier halbe Bier auf einmal.

»Der wäre glücklich, der morgen gerädert wird,« sagte der Schneider, »wenn er sein ganzes Leben unter dem stinkenden Käs zubringen könnte.«

»Ja wohl,« versetzte der Zinngießer.

»Was macht er denn?« fragte der Fischhändler mit dumpfem, durch den abscheulichen Käsegeruch gedämpften Ton. »Wie war er denn heute den ganzen Tag gestimmt? War er reumüthig? Weinte er? Lachte er? Ist er feig oder

beherzt? Betet er oder flucht er? War wieder ein rechtes Gedränge, um ihn zu sehen? Um wieviel Uhr wird denn das rothe Tuch morgen ausgehängt? Ist es wahr, kostet ein Fenster im ersten Stocke auf dem hohen Markte zwei Siebzehner? Zu welcher Stunde wird er denn g'zwickt!«

»Haben Sie keine Fragen mehr?« versetzte der Schneider. »Wenn Sie sich nur abgewöhnen könnten, so viel auf einmal zu fragen! Der Teufel kann Ihnen Alles auf einmal beantworten.«

Der Wirth, der ab- und zuging, kam jetzt aus dem Extrazimmer rechts unterm Thorweg, und meldete:

»Meine verehrten Gäste,« sprach er, »die beiden Herren Criminalräthe Froschauer und Söllenweger lassen Sie ersuchen, über den Delinquenten nicht zu sprechen. Es sei in dem gegenwärtigen Augenblicke unpassend.«

»Unpassend,« schrie der Fischhändler. »Warum unpassend? Warum wird denn der Delinquent morgen gerädert? Aus keiner anderen Ursache, als daß man heute von ihm reden soll. Herr Wirth, ich bitte, den beiden Criminalräthen zu sagen, das Reden lassen wir uns nicht verbieten! Es ist nichts Unrechtes! Dagegen besteht kein Gesetz. Uebrigens, wenn mich die Herren Räthe darüber belangen wollen, so bin ich zu finden; ich habe im tiefen Graben sieben Häuser und an der Donau neben dem »Fischtrühel« auch eins! Ich bezahle meine Steuern, habe einen Sohn beim Militär, der Feldwebel ist, und werde mich schon vertheidigen, wenn mir etwas vorgehalten wird.«

»Schon recht,« sagte der Wirth leise zum Fischhändler, »wenn heute hier nicht vom Delinquenten gesprochen werden darf, so geht die Hälfte der Gäste fort.«

»Wir lassen es uns auch nicht verbieten,« sagte der

Schneider, »von dem unglücklichen Friseur zu reden. Ich kenne ihn noch, wie er nach Wien kam. Aus Baiern ist er.«

»Aus Baiern?« fragten Alle.

»Ja, aus Baiern! Sein Vater war Perrückenmacher in Regensburg, und als Perrückenmachergesell ist er nach Wien gekommen.«

»Aber er hat ja schon einen Mord begangen.«

»Beschuldigt ward er in Altöttingen eines Mordes. Hätte auch gerichtet werden sollen, ist aber aus dem Gefängniß ausgebrochen. Ich weiß die Geschichte seiner Flucht.«

Der Wirth kam wieder aus dem zweiten Zimmer und berichtete:

»Die Herren Räthe lassen jetzt ersuchen, von dem Mörder nicht zu sprechen, aus Rücksicht für sie möge es unterbleiben; sie müßten sonst augenblicklich das Extrazimmer verlassen.«

»Sonderbar,« sagte der Schneider, »das ist das erste Mal, daß dergleichen untersagt wird.«

»Nun, das sollte noch aufkommen!« meinte der Fischhändler, »daß man von einem Delinquenten nicht reden dürfte! — Da schenke ich das ganze Landgericht her, wenn ich von keinem armen Sünder sprechen darf.«

Jetzt trat ein neuer Gast ein.

Es war der Spengler Trummer.

»Guten Abend, meine Herren,« sagte er. »Was muß denn heute vorgefallen seyn? Ich komme von der Leopoldstadt. In die Stadt darf man, aber nicht hinaus! Und die »Stadtguard«, die »Rumorknechte«, die landgerichtlichen Amtsdiener schießen herum, als wenn der Teufel seinen Einzug hielt. Alle Häuser auf dem hohen Markt sind mit Wachen besetzt; beim breiten Stein steht

ein ganzes Pikett. Unser Student ist mir begegnet, ihn hab' ich gebeten, ein wenig zu lawiren. Er wird gleich da sein!«

Als der Spengler so sprach, trat der Student auch schon ein.

Alles schaute neugierig nach ihm.

»Das ist eine rare Begebenheit,« sagte der Student. »Morgen findet keine Hinrichtung statt.«

Der Student lachte.

»Wegen plötzlichem Verschwinden des Delinquenten,« sprach er, »kann dies Stück nicht aufgeführt werden!«

Der Student lachte wieder.

»Sechstausend Köchinnen, viertausend Stubenmädel, zehntausend Extramädel legen sich in den Tod!«

»Machen Sie keine Späße,« bellte der Fischhändler aus seinem Käsezimmer heraus.

Der Student erblickte den Dickwanst kaum in seinem Kämmerchen, so lachte er noch unbändiger.

»Ich glaube gar,« sagte er, »Sie haben einen Sperrsitz auf einem Laib Schweizerkäs!«

»Bleiben Sie bei der Sache, und reden Sie, was ist es mit dem Delinquenten?«

»Nun, was wird es sein! Durchgegangen ist er mit sammt den Ketten, die achtunddreißig Pfund schwer sind, und sammt dem Armensündergewande, das doch so kenntlich ist. Um 8 Uhr war er noch im Aussetzzimmer, zwei Franziskaner waren bei ihm. Er bat die Geistlichen, ihn, den Delinquenten, nur auf eine Stunde in seinen Arrest zu führen und dort schlafen zu lassen. Die Franziskaner gingen mit ihm. Doch da verschwand er plötzlich vor ihren sichtlichen Augen!«

»Der Teufel hat ihn geholt,« wetterte der Fischhändler.

»Nein, in einen Camin ist er geschlüpft,« versetzte der Student, »durch den Rauchfang ist er auf's Dach geklettert, und von da, auf und davon!«

»Jetzt weiß ich's, warum die Herren Räthe nicht erlauben wollten, daß man von dem Delinquenten spreche!« rief der Fischhändler. »Sie schämen sich, daß der arme Sünder ihnen abgefahren ist.«

Alle lachten.

»O sie werden ihn schon wieder bekommen!« meinte der Wirth.

»Ja, aber wann!« rief der Student. »Mich freut es nur, daß dieser Streich dem Menschenschinder Schweighofer gespielt wurde. Sein Delinquent ist es. Nun, dieser Bluthund wird jetzt schön ausgelacht werden.«

Die beiden Criminalräthe, die an der Thür gehorcht hatten, traten nun hastig aus dem zweiten Zimmer.

»Herr Student,« sagte der Eine, »halten Sie Ihr loses Maul im Zaume.«

»Und reden Sie nicht so despectirlich von einem Mitgliede unseres Senates,« versetzte der andere Rath, »sonst...«

»Was sonst?« fragte der Student. »Dulden Sie keine solchen Mitglieder bei Ihrem Senate; doch dieses Mitglied verlieren Sie, das sag' ich Ihnen, dieses Mitglied war zum letzten Mal Criminalrichter.«

»Weil ihm ein Missethäter davon gegangen?«

»Nein, weil sein ruchloses Treiben Sonnenfels in einer eigenen Schrift Ihrer Majestät der Kaiserin Maria Theresia und Sr. Majestät dem Kaiser Joseph anzeigte. Der Rath Schweighofer ist auch schon seines Postens enthoben,

der Herr Rath, der so dumm und schlecht ist, daß er nur durch die Tortur Geständnisse herausbrachte und einen armen Weber dem Schaffot opferte, dessen Unschuld nun an den Tag kam, hat nichts mehr zu rathen! — Gehen Sie nun wieder in Ihr Extrazimmer, meine Herren, und blamiren Sie sich nicht, indem Sie sich um einen solchen Collegen annehmen!«

»Unverschämter Student!«

»Von heute an Concipist bei dem Regierungsrath Sonnenfels.«

»Wir werden uns an den Herrn Regierungsrath von Sonnenfels wenden und um Genugthuung für Ihre Beleidigungen ansuchen.«

»Thun Sie dies. Er will mit Ihnen ohnehin sprechen. Er will die Herren kennen lernen, welche die Todesurtheile verfassen, deren Styl und Fehlerhaftigkeit den Kaiser empören. Wer hat z. B. dies neueste abgefaßt?«

Er zog ein Todesurtheil aus der Tasche.

»Dieses Todesurtheil, das morgen hätte ausgegeben werden sollen, wenn der Delinquent nicht entflohen wäre, und worin es heißt:

»Dieser Joseph Z***** solle auf den hohen Wagen gesetzet, auf diesem, gleich nach Ablesung seines Urtheils soll ihm in die rechte Brust ein »Zwick« mit glühenden Zangen, sodann auf der Freiung »eben ein gleicher Zwick« in die linke Brust gegeben werden, sofort soll er auf die gewöhnliche Richtstätte geführt und von »Untauf« gerädert werden!«

»Haben Sie ein Recht, hier im Bierhaus, an uns Männer vom Rathe der Stadt Wien, solche Fragen zu richten?«

»Sie benehmen sich mit der Arroganz der Jugend und glauben, weil Sie, wenn es noch wahr ist, der Herr Regierungsrath von Sonnenfels angestellt hat, daß Sie uns hofmeistern können wie Er, der alle Welt hofmeistert und mit seinen unaufhörlichen Neüerungen, Verbesserungen und Aufklärungen ganz Wien confus machen will.«

»Diese Ihre Aeußerung werde ich ihm getreulich hinterbringen,« erwiederte der Student.

»Wir werden uns ebenfalls nach Hofe verfügen,« sprach der eine der Räthe. »Die große Kaiserin Maria Theresia wird uns hören!«

»O ja, die huldvolle Monarchin hört Jeden. Beschweren Sie sich aber über den Regierungsrath Sonnenfels, so . . .«

»Wir wollen von Ihnen nichts mehr wissen,« sprachen die Criminalräthe. »Wir haben ausgeredet. Herr Wirth, unsere Zeche! Wenn Sie diesem — Studenten nicht Ihr Haus verbieten, so bleiben alle Ihre Gäste aus; uns Beide sehen Sie nie mehr.«

Die Herren gingen.

V.

Als die Herren vom Criminale in ihrem Aerger fortgegangen waren, trat der Wirth voll Entrüstung auf den Studenten hin.

»Der Teufel soll Sie holen!« wüthete der Wirth, »und wenn Sie zehntausend Mal Concipist geworden sind, so soll Sie der Teufel sammt Ihrem Concept holen! Nicht nur, daß Sie täglich hier aufschreiben lassen und mir keinen Heller bezahlen und wenn ich Sie hundert Mal mahne, so vertreiben Sie mir auch noch Gäste von so hohem Range, daß mich jeder Wirth in ganz Wien um diese Gäste beneidet. Scheren Sie sich zum Henker! Ich schenke Ihnen die zweiundfünzig Kreuzer, die Sie mir schuldig sind und lassen Sie sich nie mehr in meinem Hause sehen!«

»Hoho!« lachte der Student. »Da werden Sie, wenn ich hieher nicht mehr komme, alle Gäste in diesem Zimmer einbüßen. Wie ich die Herren kenne, so folgen sie mir alle zu dem neuen Wirth am Pailerthor.«

»Ja, wir bleiben alle aus,« schrien die Gäste, »und ziehen dem Studenten nach.«

»Da aber ein honetter Mensch sich nie von einem groben Wirth Etwas schenken läßt,« setzte der Student hinzu, »so empfangen Sie hier einen Ducaten, wechseln Sie ihn und ziehen Sie sich Ihre lumpigen zweiundfünfzig Kreuzer für schuldige zwölf Maß Bier und achtzehn Paar Würstel und das hier verzehrte Brot ab. — Kommen Sie,

meine Herren,« sagte der Student, »was ich vom Wirth herausbekomme, verzehren wir beim Pailerthor. Sie haben schon so oft für mich bezahlt, daß es nun an mir ist, einmal auch für Sie zu bezahlen.«

»Das nehmen wir nicht an,« warf der Fischhändler ein.

»Sie müssen es annehmen,« erwiederte der Student. »Meine Umstände haben sich geändert. Ich habe vierhundert Gulden Besoldung und um mich aus meinen Schwulitäten zu retten, hat mir der Herr Regierungsrath von Sonnenfels sechs Ducaten vorgeschossen; da sehen sie her, lauter Kremnitzer, ich bin jetzt ein reicher Mann!«

Nun kam der Wirth ganz höflich herbei.

»So war es ja nicht gemeint!« sagte er. »Bleiben Sie doch mein Gast und nehmen Sie Ihren Ducaten wieder! Meinetwegen lassen Sie aufschreiben bis zum jüngsten Tag!«

»Ei! Weil ich jetzt vierhundert Gulden Besoldung habe?«

»Nein, weil Sie jetzt ganz bestimmt mein Schwager werden. Sie haben meiner Susi, der Schwester meiner Frau, gesagt, daß Sie, wie Sie eine Anstellung erhalten, heiraten wollen. Ich segne Sie und gebe Ihnen und der Susi freien Tisch Mittags und Abends. Ich will ebenfalls für das junge Ehepaar etwas thun.«

»Das läßt sich hören!« versetzte der Fischhändler.

»Ich brauche nichts von Ihnen,« erwiederte der Student. »Wenn ich heiraten werde, bin ich im Stande mich und meine Frau selbst zu ernähren. Mit vierhundert Gulden kauf ich den »guten Hirten,« und da bleibt mir immer

noch so viel über, ein solches Schaf von Wirth entbehren zu können.«

Die Wirthin mußte in ihrer Küche Etwas von dem Zanke gehört haben. Sie kam wie eine Furie in die Gaststube.

»Was höre ich,« sprach sie, »Du hast Dich mit Herrn Eduard überworfen und mit allen unseren respectablen Gästen ebenfalls? — O Gott! O Gott! wir sind verloren, wenn diese Gesellschaft ausbleibt. Vier Eimer Bier bleiben uns dann täglich im Keller und zweihundertfünfzig Würsteln mit Kren kann ich ins Spital schicken!«

»Wir werden uns wieder versöhnen!« beschwichtigte der Wirth.

»Ich mich mit Ihnen nie!« eiferte der Student. »Mich darf kein Graf beschimpfen, geschweige denn ein Mensch, der statt eines Wappens einen »Vierzeiger« über dem Hausthor hat.«

»Herr Eduard,« bat die Wirthin, »mir zu liebe vergessen Sie, was mein häßlicher Mann Ihnen in seiner Dummheit gesagt hat.«

»Mir vorzuwerfen, vor der ganzen ehrsamen Gesellschaft, daß ich zweiundfünfzig Kreuzer für gemachte Zeche schuldig bin!«

»Das ist infam!« versetzte die Wirthin.

»Ich habe ja schon einen Strich darüber gemacht.«

»Wieder eine Beleidigung!« fuhr Eduard auf. »Wollen Sie, meine Herren, mit mir ziehen, so entschließen Sie sich sogleich. Bezahlen Sie, was Sie verzehrten. Wir gehen zum Pailerthor. Dort erfahren wir auch, ob der Delinquent schon aufgefunden ist oder nicht, denn dorthin kommt der Viertelmeister vom Wimmerviertel, der sagt mir Alles!«

»Herr Wirth, wir wollen bezahlen,« riefen die Gäste ungestüm untereinander.

Der Wirth gerieth in Verzweiflung, die sich dadurch noch steigerte, daß sein Weib ihm ins Ohr raunte:

»Wie der Student unser Haus verläßt, so verlasse ich es auch!«

»Rufe die Susi herein! diese, seine Geliebte, soll ihm zureden.«

»Seine Geliebte!« lachte die Wirthin satanisch. »Bist Du verrückt? Laß sie kommen, die Susi, er hört sie gar nicht an. — Du mußt ihn gewinnen, ich habe Dir gesagt, was geschieht!«

»Herr Wirth! Herr Wirth! unsere Zeche,« riefen die Gäste neuerdings.

»Nehmen Sie Raison an, Herr Eduard!« flehte der Wirth.

In diesem Momente trat Conrad ein.

Er flog auf den Studenten zu, flüsterte ihm Etwas in die Ohren.

Eduard hörte ihm voll Erstaunen zu.

»Der Neffe unseres Herrn Oberlandrichters!« bemerkte der Wirth voll Devotion.

Conrad redete immer eifriger mit Eduard.

Eduards Erstaunen wuchs.

Die Gäste sammt und sonders platzten vor Neugierde.

Nachdem das heimliche Gespräch eine Weile gewährt, fragte Conrad laut:

»Hast Du mich verstanden?«

»Vollkommen.«

»Willst Du mir beistehen?«

»Augenblicklich!«

»Hast Du nichts überhört?«

»Kein Wort!«

»Hast Du dein Anstellungsdecret bei Dir?«

»Ich bewahre es auf meinem Herzen.«

»So gehe und entledige Dich deines Auftrages; es ist Dir Gelegenheit geboten, Dich auszuzeichnen.«

»Ich gehe!« rief Eduard.

»Sollen wir Sie begleiten?« fragten die Bürger.

»Nein, meine Herren, ich habe mich anders besonnen. Was ich soeben erfahren veranlaßt mich, das heißt was mich betrifft, den »guten Hirten« nicht zu verlassen. Ich gehe auch nur auf ein Stündchen fort und komme wieder. Wollen Sie ebenfalls Gäste des »guten Hirten« bleiben, so wird es mich freuen.«

»Wo Sie sind, sind wir auch,« riefen die Bürger.

»Ich sehe die Gesellschaft bald wieder,« versicherte Eduard und eilte zur Thüre hinaus.

»Gott sei Dank!« preßte der Wirth aus dem von seinem Kummer befreiten Herzen hervor.

Conrad sprach:

»Kann ich ein Glas Bier haben und unter diesen wackeren Männern auf meinen Freund hier warten?«

»Platz! Platz!« rief der Wirth, »Herr Schneidermeister, gehen Sie gefälligst ins »Käszimmer,« damit der junge Herr von Oerl Ihren Ecksitz erhält.«

»Mit Vergnügen!« erwiederte der Schneider und begab sich zu dem Fischhändler.

»Darf ich mit saubern Würsteln und delicatem Kren aufwarten,« fragte die Wirthin.

»Ja, ja,« antwortete Conrad, »viel Würsteln und viel Bier!«

Wirth und Wirthin machten sich geschäftig.

»Wenn es nicht unbescheiden ist,« sagte der Stadtbaumeister Wenger, »so stellte ich die ergebene Frage an den verehrlichen Neffen unsers geschätzten Oberlandrichters: Ist man dem entflohenen Candidaten des Rabensteins schon auf der Spur?«

»Wenn dies kein Amtsgeheimniß ist,« setzte der Stadtbaumeister hinzu, »so bitten wir nur um wenige Andeutungen.«

Conrad besah sich die Gesellschaft.

Alles war aufgestanden und drängte sich, so gut dies in dem kleinen Raume möglich war, herbei.

Conrad, den wir den Lesern bereits als einen Schalk schilderten und der so gerne den neugierigen, auf jede Execution erpichten Wienern eine Lection geben wollte, konnte seinen Muthwillen nicht unterdrücken; er nahm eine geheimnißvolle Miene an und sagte:

»Meine Herren,« sprach er mit einem Ernste, der für jeden Andern höchst komisch gewesen wäre, nur für diese Leute nicht; »meine Herren, wenn ich hier Ihren Wunsch erfülle, Ihnen einige Andeutungen zu geben, wer verbürgt mir, daß Sie schweigen können!«

»Wir bürgen alle für Einen und Einer für Alle,« rief der Fischhändler aus seinem Käsemagazin.

»Ja, ja,« schrien Alle laut untereinander.

»Gut, meine Herren, aber ich gebe Ihnen auch nur Andeutungen; die Gescheidten unter Ihnen werden schon wissen, was ich sagen wollte und doch nicht sagte.«

»Wir verstehen, Sie werden in Hieroglyphen sprechen,« bemerkte der Schneider.

»So hören Sie!«

»Stille! Ruhig!« herrschten sich die Neugierigen zu.

»Der Delinquent,« hob Conrad an; »aber Ihr Ehrenwort muß ich haben, daß das, was ich Ihnen hier vertraue, Keiner von Ihnen seiner Frau erzählen wird.«

»Nicht mit sich selber darf Einer darüber sprechen!« betheuerte der Stadtbaumeister.

»Nun so vernehmen Sie!«

Es herrschte in diesem Momente eine Stille im Bierhause wie um Mitternacht auf einem Kirchhofe.

»Der Delinquent ist bereits gefangen, aber — er weiß es nicht.«

»Ich bitte dies zu erklären!« bat der Fischhändler.

»Aber haben Sie denn nicht gehört, daß Sie nur Andeutungen erfahren dürfen,« sagte der Schneider.

»Dem Gescheidten ist dies genug,« meinte der Stadtbaumeister.

»Eben so ergeht es ihm mit seiner Hinrichtung.«

»Er wird also hingerichtet und weiß es ebenfalls nicht?« fragte der Fischhändler.

»Aber, Herr Höpfinger, begehren Sie doch nicht mehr als bloße Andeutungen,« eiferte der Schneider.

»Und wird er eben so auch ausgeführt?« fragte der Spengler.

»Ausgeführt und weiß es auch nicht!« erwiederte Conrad; »doch, meine Herren, ich bitte, ich beschwöre Sie, sagen Sie nichts weiter. Ich habe mich schon zu viel über diesen Gegenstand ausgelassen. Wenn mein Onkel, der Oberlandrichter, von dieser meiner gewissenlosen Schwatz-

haſtigkeit Etwas erführe, ſo ſetzte er mich auf Lebens-zeit bei Waſſer und Brot ins Gefängniß.«

»Hier, Euer Geſtrengen, iſt das Bier, ſo kalt, als wenn es auf Eis gelegen wäre,« ſagte der Wirth und ſchenkte ein, daß der Schaum wie ein Thurm aus dem Glaſe ſtieg.

»Und hier, Euer Geſtrengen, ſind die Würſteln, ſo heiß, daß man ſie wie glühendes Eiſen ſchmieden könnte, wenn ſie nicht von Fleiſch wären. Und dieſer Kren! Beim »Klagbaum« auf der Wieden, wo man die Männer und Weiber findet, welche bei den Leichenbegängniſſen für die lachenden Erben weinen müſſen, haben ſie keinen ſolchen Kren, um den Augen die Thränen maßweiſe zu ent-locken.«

»Wenn ich nur die Andeutungen verſtünde!« ſagte der Fiſchhändler zum Schneider.

»Nein, dieſe Schande, Moſje Höpfinger!« fuhr der Schneider auf, »dieſen heimlichen Sinn nicht ſogleich herauszubringen! — Sie haben doch ein Hirn im Kopfe?«

»Mehr als ein Hecht!« betheuerte der Fiſchhändler.

»Nun alſo?«

»Nun alſo verſtehe ich es doch nicht! Wie iſt denn das möglich, daß man Einen fängt und er weiß es nicht; daß man Einen ausführt und er merkt es nicht; daß man Einen rädert und er ſpürt es nicht?«

»Figürlich! figürlich! figürlich!« ſchrie der Schneider. »Waren Sie denn noch nie im Theater? — Haben Sie noch kein allegoriſches Stück geſehen? — Hafner's Farce: »Hanswurſt als Delinquent?«

»Ei hören Sie auf! Das Rädern iſt ja keine Co-mödie!«

»Figürlich! figürlich!« eiferte der Schneider. »Meine Herren,« redete er dann die Gesellschaft an, »ich wende mich aber nur an die Gescheidten, haben Sie die Andeutungen des Herrn Conrad Oerl verstanden?«

»Vollkommen!« riefen Alle, denn Jeder wollte für gescheidt gelten!

»Gott im Himmel!« betheuerte der Fischhändler. »Einen »Scharn« von einem halben Centner wollte ich darum geben, wenn ich nicht so dumm wäre!«

Die Wirthin machte dem jungen Oerl auffallend den Hof. Ihre Dankbarkeit riß sie hin, da er ihrem Hause den Studenten erhielt.

»Ich habe ein »Händerl« am Spieße,« sagte sie, »und einen Pomeranzensalat mit »Zwetschken,« der Kaiser Joseph hat nichts Delicateres auf seinem Tisch. Darf ich aufwarten?«

»Nur immerhin! Aber wo ist Susi! — Soll ich nicht zu ihr?«

»O, sie sieht sich völlig die Augen aus dem Kopfe und Sie blicken nicht einmal nach der Küche!«

»Ist sie in der Küche? Ich fliege zu ihr! Frau Wirthin, Sie sind schön! man muß es sagen, schön, wie die schönste Frau in Wien, aber die Susi, die Susi ist noch schöner.«

Conrad eilte in die Küche.

»Gott sei Dank!« rief der Fischhändler. »Er ist fort! Jetzt bitte ich um Ausdeutung der Andeutung. Ich bitte die Gescheidten, weil ich so dumm bin, um eine Erklärung. Herr Schneidermeister, der Sie mich ausgelacht und verhöhnt haben, erklären Sie mir nun, wie kann Einer gefangen werden, ohne daß er es weiß,

ausgeführt, ohne daß er es merkt, und gerädert werden, ohne daß er es spürt! Ich bitte um Aufschluß! Ich bezahle sechs Eimer Bier, wenn ich klug werde!«

VI.

»Es ist schwer, mit einem Manne zu sprechen, wie Sie sind, Herr Höpfinger,« antwortete der Schneidermeister. »Durch die Blume kann man sich mit Ihnen nicht verständigen, weil Sie ein Fischhändler sind und von Blumen nicht das Geringste verstehen, ja nicht einmal wissen, wie eine Wasserlilie aussieht.«

»Was Blumen! Ich brauche keine Blumen, ich will erfahren, was das heißen soll, was Herr Oerl vom Delinquenten gefaselt hat!«

»Um Gottes willen, reden Sie sich nicht um den Kopf, wenn Sie das Faselei nennen, was der Sprößling des hohen Gerichts uns anvertraut hat.«

»Um den Kopf? Soll er mir vielleicht abgeschlagen werden, wenn ich mich nicht foppen lasse? — Doch Sie Alle, meine Herren, hat der Herr Oerl gefangen, weil er gesagt hat, die Gescheidten würden ihn schon verstehen; keiner will nun dumm sein, und keiner will zugeben, daß er eben so dumm ist, wie ich. Wer dies versteht, was Herr Oerl gemeint hat, wer das für möglich hält, was Herr Oerl angegeben, der rede hier, der erkläre sich, der belehre mich. — Ich habe es schon gesagt, einen Scharn von fünfzig Pfund spendire ich, und Bier, so viel die Gesellschaft trinken will, aber wenn ich keine Aufklärung empfange, so bin ich so frei, die sämmtlichen Personen hier

für sechsmal dümmer zu bezeichnen, als ich bin, denn Sie haben sich zum Narren halten lassen, was ich nicht gethan.«

»Ich muß gestehen,« nahm jetzt der Baumeister das Wort, »ich weiß mir auch nicht das auszulegen, was ich gehört, und habe nur aus Höflichkeit so gethan, als wenn ich die sogenannte Andeutung begriffe!«

»Mir geht es auch so!« rief Einer um den Andern.

»Nun also,« tobte der Fischhändler, »nun also, Herr Schneidermeister, was sagen Sie jetzt? Ich bitte Sie, bekennen Sie ebenfalls, daß Sie nicht gescheidter sind, als wir, und pflichten Sie mir bei, daß ich dem jungen Gecken die Leviten lesen dürfe über seine Frechheit, uns zu narren, ob er nun ein Sprößling des Gerichts sei oder nicht!«

»Nicht vorlaut!« rief der Schneider. »Geistvoll hat uns Herr Oerl gesagt was zu sagen war; ich werde es beweisen, und beweise ich es nicht, so bezahle ich einhundert Eimer Bier — ich deponire das Geld bei dem Wirthe.«

»Durch die Blume wollen Sie sprechen,« erwiederte der Fischhändler. »Das ist noch confuser! Wir hören Sie gar nicht an!«

»Nein, nichts da! Anhören müssen wir ihn!« riefen Alle zusammen.

»So vernehmen Sie denn,« replicirte der Schneider, »so vernehmen Sie denn eine alte Geschichte, welche Ihnen die neue erklären wird. — Haben Sie je Etwas gehört von dem großen Räuber, genannt der schwarze Peter? — Er hat die Gegend um Wien bis zur Teufelsmühle unsicher gemacht.«

»Was ist es mit diesem?« entgegnete der Fischhändler, »der ist im Jahre 1750 aus dem Gefängniß entkom-

men. Ich denke die Geschichte heute noch, als wenn sie gestern geschehen wäre.«

»Derselbe Fall vor zweiundzwanzig Jahren wie heute! Was that damals das hohe Gericht? — Es verfolgte den schwarzen Peter mit Steckbriefen; wo er hinkam, ward er signalisirt; er vermochte nur in Höhlen unter der Erde sich aufzuhalten; er war also gefangen und wußte es nicht! — Als man seine Schlupfwinkel in Jahr und Tag nicht entdeckte, malte man sein Bild; setzte dasselbe auf den Galgenwagen und führte es auf die Gänsweide, dem damaligen Richtplatze. Er wurde also förmlich ausgeführt und merkte es nicht! — Darauf ergriff der Scharfrichter dieses Conterfei, flocht es auf das Rad und richtete einen Galgen mit einem herabhängenden Stricke darüber auf; der schwarze Peter wurde also gerädert und spürte es nicht! — Erst nachdem dieses geschehen, fand man den schwarzen Peter im Walde an einem Baume erhängt, er hatte sich selbst entleibt. Man schnitt ihn von dem Aste ab, an dem er hing, räderte ihn jetzt erst recht und der schwarze Peter spürte abermals nichts! — Begreifen Sie jetzt die Andeutung, und hat Sie der Neffe des Landrichters gefoppt, als er Ihnen seine Mittheilung machte? Ich glaube nicht, und wenn Sie allerseits nicht auf den Kopf gefallen sind, so werden Sie mir Recht geben.«

»Meiner Seel'!« erwiederte der Baumeister, »wie dies der Herr Schneidermeister jetzte auseinander setzte, so ist es nicht ohne...«

»Ja, ja, so ist es zu verstehen!« äußerte sich der Spängler.

»Schneider, komm her, Du bist ein Mordkerl,« versetzte der Fischhändler. »Ich danke für die Aufklärung; ja,

ja, so ist es! — Ich bringe den versprochenen Fisch und bezahle das Bier dazu.«

Die Gesellschaft wurde nun sehr lustig. Sie beschloß, sobald der Neffe des Landrichters wieder die Stube betreten würde, ihn mit Vivats zu begrüßen, aber Conrad kam nicht sobald; er lag in den Armen der schönen Susi, die ebenfalls in Wonne schwamm an der Seite des Geliebten.

Es schlug zwei Uhr und im Bierhause »zum guten Hirten« ging es noch immer fidel her.

Da traten die Rumorknechte, an ihrer Spitze der Stadtwachtmeister Rüffler ein und geboten Feierabend zu machen.

»Meine Herren, Mitternacht ist schon längst vorüber!« bemerkte Rüffler, »die Stunde, in welcher alle Caffee-, Wein- und Bierhäuser auf hohen obrigkeitlichen Befehl geschlossen werden müssen, ist auffallend überschritten worden; danken Sie es dem entsprungenen Delinquenten, dessen Ausforschung uns hinderte, früher Patrouilledienste zu verrichten, aber nun sind wir desto strenger und augenblicklich muß die Kneipe geschlossen werden.«

»Also haben Sie den Kerl doch wieder erwischt?« fragte der Fischhändler und reichte dem Stadtwachtmeister einen Humpen Bier hin, der so groß war, daß er ihn nur mit zwei Händen aufzuheben vermochte.

»Ja,« antwortete Rüffler, »einen Kerl, der in des Rathes Schweighofer's altem Amtskleide aus dem Stubenthor entkommen wollte, hat man, Dank dem trefflich abgefaßten Steckbriefe, aufgegriffen.«

»Und wie benahm er sich?«

»Er läugnete der Delinquent zu sein, aber man kennt dies schon! Der Gefangenwärter, dem er entflohen, rief

ihm sogleich entgegen: Läugne Du, Kerl, so viel Du willst, weil ich nur jetzt wieder einen Delinquenten habe; Du wirst morgen ausgeführt, gezwickt und gerädert, magst Du sein wer Du willst!«

»Haha, das wäre neu!« versetzte der Fischhändler, »jetzt, wo wir einen Verbrecher in Wien brauchen, wie zur Zeit der Hungersnoth einen Laib Brot, behauptete der Mensch, er wäre nicht der Rechte. Nur zwicken, er wird hernach schon der Rechte sein!«

»Meine Herren,« erinnerte der Stadtwachtmeister; »ich bitte noch einmal um Feierabend. Wo ist der Wirth? Er muß die Boutique schließen.«

»Herr Wachtmeister,« flüsterte der Spängler, »bei dem Wirthe und seiner Schwägerin befindet sich jetzt Seine Gestrengen der Herr Conrad Oerl, da müssen Sie ein Auge zudrücken.«

»Immerhin!« sagte Rüffler; »Herr Assessor Oerl hält sich jedoch in des Wirths Wohnung auf; ich aber befehle, im Gastzimmer Feierabend zu machen.«

Conrad trat jetzt ein.

»Da ist der Herr Neffe des Landrichters,« bemerkte der Schneider; »er ist hier Gast wie wir. Er hat hier auch noch sein gebratenes Huhn zu verzehren; können Sie dies verbieten?«

»Was gibt es hier?« fragte Conrad.

»Die Patrouille, Herr Gerichts-Assessor,« antwortete Rüffler, »ist hier. Um zwölf Uhr sollte die Kneipe gesperrt werden, nun ist es zwei Uhr.«

»Respect vor dem Gesetz!« rief Conrad, »und Achtung vor den braven Männern, die es handhaben! Herr Wirth, auf meine Rechnung Bier, so viel die Mannschaft

trinken mag, und dem wackern Stadtwachtmeister geben Sie mein Huhn, das gewiß noch am Spieße steckt. — Laßt es Euch schmecken, achtsame Sicherheitswachen. Euer Eifer soll belohnt werden.«

»Heyßa! Da bleiben wir noch eine Stunde beisammen!« schrie der Spängler.

»Schweigen Sie,« herrschte Conrad dem Spängler zu, »merken Sie nicht, daß ich der Gesellschaft zu liebe diese Wendung nahm, damit die Wirthsstube länger offen bleibe? — Und mir zu liebe,« setzte Conrad für sich hinzu, »der verwünschte Eduard kommt noch nicht. Ich bin sehr in Angst, und muß hier auf ihn warten.«

Nun trat Eduard ein.

Er war echauffirt.

Conrad ging auf ihn zu.

»Endlich!« rief Conrad. »Wie ging es? sprich! Du bliebst lange aus! Weshalb verweiltest Du so anhaltend?«

»Weshalb? Es ging Alles gut, nur traf ich einen Begriffsstützigen, doch meine Ueberredungsgabe ...«

»Und er ging darauf ein?«

»Ganz nach Wunsch. Es gibt einen Hauptjux!«

Beide lachten und sprachen dann für sich.

»Ich habe zu melden,« nahm Rüffler mit einem halben Huhn im Munde das Wort, »daß wir mit Hilfe unseres Scharfsinns, unseres unermüdeten Forschens, den echappirten Delinquenten am Stubenthor aufgegriffen haben.«

»Was hör' ich!« versetzte Conrad ganz erstaunt.

»In den Kleidern des Landraths Schweighofer stak er. Er läugnet zwar, daß er der Entflohene sei.«

»Faule Fische!« versetzte der Fischhändler, »nur zwicken, dann wird er es schon sein.«

»Und will er es noch nicht sein, nur rädern!« meinte der Spängler, »bei dem ersten Stoß mit dem Rade widerspricht er nicht mehr! — Dies sind meine Andeutungen.«

»Morgen muß die Execution stattfinden und wenn es Gratz gilt. — Mein Bruder kommt eigends mit Frau und Kindern von Neustadt nach Wien.«

»Die Reise kommt über zwei Gulden zu stehen. So ein grimmiges Geld kann man nicht umsonst ausgeben!«

»Wenn Ihr aber doch den Unrechten eingebracht hättet?« fragte Conrad.

»Gott bewahre!« antwortete Rüffler. »Fünf Schuh zwei Zoll groß! Schwarze Haare, sechsunddreißig Jahre alt, Amtskleider des Herrn Raths Schweighofer, kerzengrader Gang, — im Steckbrief steht freilich gebückte Haltung, durch die Leiden der Tortur blaß und abgehärmt, — der Delinquent sieht jedoch robust aus und hat ein kupfriges Gesicht wie ein Weinhüter; aber das ist Verstellung. Er sieht nur gut aus, damit man ihn nicht erkennen soll.«

»Die haben einen Unrechten gepackt!« flüsterte Eduard seinem Freunde Conrad zu und lachte.

»Vielleicht den pensionirten Rath Sonnauer. Auf den paßt die Beschreibung.«

»Das wäre herrlich!« sprach Eduard; »das setzte den Hirschauerstreichen die Krone auf.«

Nun trat ein neuer Gast ein.

»Ich kann nicht weiter vor Müdigkeit und Durst!« sprach er.

Dieser neue Gast trug eine herrschaftliche Husaren-Livrée, einen rothen Czako und eine rothe Säbeltasche, ein

Grafen Oleshàzi. — Ich aber mache keinen Menschen unglücklich!«

»Ich auch nicht. Zudem sind wir ja auch keine Schergen.«

VII.

Wir haben den Lesern noch zu berichten, wie es dem Delinquenten Joseph Z***** (Joseph Zeininger) auf seiner Flucht erging.

Er entkam glücklich in den Kleidern des alten Rathes Schweighofer. Wie er ganz richtig gegen Richard bemerkt, so verschaffte ihm sein Anzug noch allgemeine Beachtung.

Im Liliengäßchen, damals »Galgengäßchen« genannt, weil die zum Galgen Verurtheilten, vom Amtshause in der Rauhensteingasse, wo sie gefangen saßen, durch dasselbe ihren Weg nach dem hohen Markte zur »Schranne« nehmen mußten, also im Liliengäßchen wurde der Delinquent sogar von einem Schergen angehalten und demselben erzählt, daß ein zum Rade Verdammter gesucht werde.

Zeininger verlor keinen Augenblick seine Fassung. Er hörte den Schergen, der ihn für eine Person des Gerichtes hielt, ruhig an, und richtete dann die bemerkenswerthen Worte an ihn:

»Wie kann Er mir Dinge erzählen und mir Nachrichten mittheilen, die ich, als Gerichtsrath, ohnehin schon weiß; thu' Er seine Pflicht, visitire Er alle Branntweinschenken; bei dem goldenen »Kandl« (Kanne) in der Schottengasse durchstöbere er jeden Winkel. Dort halten sich alle Verbrecher auf, weil der Wirth selbst ein Verdächtiger ist und blos von Dieben und Gaunern lebt.«

Der Scherge war ganz verblüfft über den Verweis, den er erhielt. Er entschuldigte sich mit seinem Diensteifer. Hierauf eilte er schnurstracks nach der Schottengasse.

Zeininger verfolgte nun sein Ziel rasch.

Sein Ziel war — des »Freimanns« Wohnung, denn Agnes, die schöne Agnes, des Freimanns Enkelin, war seine Braut.

Der gute Richard, hätte er ahnen können, welchem Menschen er zur Freiheit verholfen, wer der Geliebte seiner Angebeteten sei — er wäre entweder vor Entsetzen starr geworden, oder hätte kein Mitleid mit diesem gräßlichen Menschen gezeigt.

Vielleicht war vor und nach des Delinquenten Erscheinen in der Kaiserstadt, noch kein verwegenerer Räuber und Mörder in einem Gerichtshause in Wien.

Zeininger war ein zweiter Cartouche.

Dieb, Gauner, Fälscher und Bandit im vollkommensten Grade.

Als ein nettes Männchen von Gestalt, mit einem freundlichen Gesichte, schönen flammenden Augen und einem bewegten, innigen Tone, gewann er alle Herzen. Er war ein solcher Heuchler, er konnte so bescheiden und schüchtern sich benehmen, daß er Jeden, dem er sich nahte, für sich gewinnen mußte. Dabei war seine Bildung durchaus nicht vernachlässigt; zwar nur ein Friseur, hatte er doch so viel Routine durch hohe Kunden sich erworben, daß wenn er im modernen Anzuge jener Zeit in bürgerlichen Kreisen erschien, er sich recht gut sogar für einen Menschen aus einem vornehmen Stande hätte ausgeben können.

Das Verbrechen, das ihn in die Hände der Gerechtigkeit lieferte, war ein Mord an einem jungen Mädchen,

das als eine arme Anverwandte im Hause eines Geistlichen in Diensten stand.

Bei diesem Geistlichen wurden zu einer frommen Stiftung zweitausend Ducaten deponirt.

Hiervon erhielt Zeininger Kunde, und sogleich beschloß er den Raub, und sollten darüber auch der Pfarrer und seine Nichte sterben müssen.

Ein guter Stern schützte den Geistlichen. Derselbe war, um einem Kranken mit den Tröstungen der heiligen Religion beizustehen, außer dem Hause, aber das Mädchen war daheim, und dieses fiel auch als Opfer.

Mit süßen, einschmeichelnden Worten bewog er das arme Kind zum Oeffnen der Hausthüre.

Er gab vor, in einer Gewissenssache den Pfarrer zu Rathe ziehen, und da der Pfarrer ausgegangen, so lange verweilen zu wollen, bis er heimkehre.

Als Zeininger aber kaum die Wohnung betreten, so wechselte er die Rolle. Wie ein Tiger über seine Beute, fiel er über die Unglückliche her. Mit einem eigens zu seiner Blutthat mitgenommenen Messer versetzte er seinem Opfer solche gewaltige Stiche, daß dasselbe augenblicklich zu Boden fiel; jetzt zerfleischte er das arme Geschöpf so unbarmherzig, daß der dritte Theil der Verwundungen genügt hätte, dasselbe für ewig stumm zu machen. Als das Mädchen ausgelitten, brach er die Schränke auf und fand den Schatz, den er suchte. Mit diesem wollte er entweichen, aber da kam der Pfarrer, begleitet von einem kaiserlichen Hauptmanne, in seine Wohnung zurück, und Beide bemerkten den fremden Mann.

Im ersten Augenblicke, auf einer dunkeln Stiege dem Mörder begegnend, und nichts Böses ahnend, ließen der

Pfarrer und der Hauptmann ihn vorüber; der Ruchlose wäre sicher entkommen, wenn ihn der Hauptmann nicht zufällig erkannt hätte.

»Zum Geier!« sprach der Hauptmann, »wie kommt mein Friseur in so später Stunde in Ihr Haus? Ist er vielleicht der Geliebte Ihrer Nichte? der Teufelsmensch wirft nach allen hübschen Mädchen seine Netze aus.«

Der Pfarrer wollte eben antworten, da fand er seine Vorthüre unverschlossen. Der Pfarrer und der Hauptmann traten in die Wohnung, und nun sahen sie ein Bild des Entsetzens, über das Beide lautes Geschrei ausstießen.

»Gott im Himmel!« sagte der Hauptmann, »hier ist ein Raubmord geschehen und der Friseur war der Mörder!«

Sogleich wurden alle möglichen Vorkehrungen getroffen, den Verbrecher aufzugreifen, aber erst nach zwei Tagen kam man ihm auf die Spur, und zwar durch einen Trödler, bei dem er sich Kleider verschaffen wollte, die ihn unkenntlich machen sollten. — Der Friseur läugnete anfänglich die That, aber mittelst der Folter preßte man ihm bald das Geständniß heraus; nur wo er die zweitausend Stück Ducaten hingebracht, gestand er trotz allen möglichen Martern nicht.

Die zweitausend Stück Ducaten hatte er der Enkelin des Scharfrichters übergeben, und zwar nicht nur um bei dieser und ihrem Großvater als ein reicher Mann zu gelten, sondern auch weil den Raub im Hause des Freimanns Niemand suchen würde.

Diese zweitausend Ducaten jetzt, da er wieder frei war, und somit seine Flucht weiter fortsetzen wollte, von Agnes zu erhalten, war sein Vorsatz.

Er führte ihn auch glücklich aus.

Als er gegen Mitternacht vor die Wohnung des Scharfrichters kam, sah er das ganze Haus beleuchtet.

In der Amtstracht, die er angelegt, erhielt er Auskunft, was die Beleuchtung zu bedeuten habe. Man sagte ihm:

Seit undenklichen Zeiten ist das so der Brauch, daß, wenn ein armer Sünder hingerichtet wird, darf in der, der Execution vorhergehenden Nacht keine zur Familie des Freimanns gehörige Person schlafen, das Gesinde muß auf den Beinen bleiben, weil man nicht wissen könne, was der Criminalsenat plötzlich anordnen und vorbereiten werde. Zudem, berichtete man Zeininger, sei der Freimann mit seinen Knechten nicht zu Hause. Sie richten, hieß es, in der Nacht auf dem Richtplatze das Schaffot auf und treffen alle Vorbereitungen zur Execution.

Dies war dem Frevler ein willkommenes Ereigniß.

Er begehrte Einlaß in des Freimanns Haus.

»Abgesendet vom hohen Senat komme ich mit hohen Aufträgen. Ist der Freimann nicht zu Hause,« sprach er, »so will ich wenigstens mit seiner Frau oder seiner Tochter sprechen.«

»Nur eine Enkelin ist im Hause,« antwortete man ihm.

»So führt mich zu dieser,« erwiederte Zeininger.

Er ward zu Agnes geführt.

Er setzte seine Perrücke tiefer ins Gesicht, drückte den Hut in die Stirne.

»Laß mich allein mit der Jungfrau sprechen,« ersuchte Zeininger.

Die Magd entfernte sich.

Kaum mit Agnes allein, gab er sich zu erkennen und Agnes flog an seinen Hals.

»Mein Gott, mein Gott!« rief sie aus, »so lebst Du

doch noch! Ach, Joseph! welche Angst habe ich Deinetwillen erlitten! — Und wie elend Du aussiehst! warst Du krank?«

»Krank, sehr krank,« antwortete Zeininger. »Ein hitziges Fieber hat mich niedergeworfen; beinahe ein halbes Jahr siechte ich auf dem Krankenbette; ich konnte nicht an Dich schreiben, weil in dem Kreise meiner Familie ich es nicht verrathen wollte, welchem Stande meine geliebte Agnes angehöre. Nun bin ich aber wieder gesund und komme, Dich zu benachrichtigen, daß unserer Verbindung nichts mehr im Wege steht. Das Bräuhaus, von dem ich deinem Großvater schrieb, habe ich gekauft. Ich bin gekommen, das Geld zu empfangen, das ich Dir in Verwahrung gab; ich muß morgen frühzeitig den Kaufschilling entrichten, sechsunddreißigtausend Gulden beträgt er; es geht mir knapp; — die Ducaten, die ich Dir gegeben, benöthige ich sehr.«

»Mein Großvater hat sie verwahrt.«

»Dein Großvater kommt, wie ich höre, vor morgen Mittags nicht nach Hause; dies würde mich in greuliche Verlegenheit bringen. In welchem Schrank befindet sich das Geld? — Ich bin so pressirt, daß ich den Schrank erbrechen muß. Ich kann nicht weichen, bis ich mein Geld habe. Gib mir ein Beil, der Schrank wird sogleich offen sein.«

»Um Gottes willen! Was fällt Dir ein!«

»Zögere nicht! Ich bin ganz außerordentlich gedrängt. Ich verliere das prächtige Bräuhaus, wenn ich morgen mit dem frühesten das Geld dafür nicht erlege. — Sprich, sprich, in welchem Kasten befindet sich das Geld.«

»Entsetze Dich nicht! Um es gut zu verwahren, hat es mein Vater in die Kammer seiner Marterwerkzeuge versteckt. Dort, wo die Torturbehelfe liegen, befindet es sich.«

Bei den Worten »dort, wo die Torturbehelfe liegen!« bebte Zeininger scheu zurück, doch faßte er sich schnell.

»Es ist mir gleichgiltig,« bemerkte er, »wo ich mein Geld finde und steckte es in der Tasche eines auf dem Rabensteine mit dem Rade Gerichteten, ich holte es mir!«

Agnes führte ihn in eine dunkle Kammer, brannte eine Pechfackel an, und leuchtete dem Geliebten, indem sie sagte:

»In den »spanischen Stiefeln« stecken die zweitausend Ducaten, mit welchen Stiefeln der Unglückliche gemartert wurde, der morgen sein Leben verbüßt.«

Zeininger schlug ein fürchterliches Lachen an und nahm das Gold aus dem gräßlichen Folterwerkzeuge, das er nur gar zu gut kannte.

In diesem Augenblicke kam die Magd herein.

»Jungfer Agnes!« rief sie, »es ist ein Mann in ungarischer Kleidung gekommen. Er läßt sich nicht abweisen. Er will den Strick, mit welchem der neulich hingerichtete Dieb gehangen wurde, kaufen; er gibt dafür, was immer gefordert werden mag.«

»Weise ihn ab,« erwiederte Agnes hastig, »Du weißt, der Großvater verkauft derlei Sachen nicht. Sie werden nur von Abergläubischen gesucht, und gewiß ist dieser Ungar Willens ein Verbrechen zu begehen und glaubt sich durch den Strick eines Gehängten unsichtbar zu machen.«

»Was kümmert das Dich!« versetzte Zeininger, »wenn es Dir Gold trägt, was hast Du nach fremdem Aberwitz zu fragen? — Verkaufe ihm diesen Strick. Wo befindet sich derselbe?«

»Da hängt er in dem Galgenschranke,« erwiederte die

Magd, »der Name des Missethäters steht darauf geschrieben. —«

»Laß den Ungar kommen!«

»Mir trägt der Kauf auch Etwas ein!« rief die Magd freudig und eilte zu dem Fremden.

»Was ficht Dich an?« fragte Agnes in großer Angst. »Du wirst von mir doch nicht verlangen, daß ich gegen den Befehl meines Großvaters handeln soll?«

»O ja, aber nur nicht gegen meinen Befehl darfst Du handeln und ich will, daß Du diesen Strick verkaufest, ich dein künftiger Gatte will es, hörst Du!«

Agnes fiel bei diesen Worten Zeiningers der entsetzliche Ton auf, mit welchem er sprach, und die drohenden Augen, welche er auf sie richtete.

Sie nahm den Strick mit Entsetzen aus dem abscheulichen Schranke und reichte ihn dem Ungethüm mit den Worten hin: »Ich werde dem Großvater sagen, daß Du mich verleitet, seine Befehle zu verletzen, mit Dir möge er rechten, nicht mit mir!«

Indeß kam der Ungar von der Magd herein geführt.

»Wir wissen euer Anliegen,« redete ihn Zeininger an. »Hier ist die gewünschte Wundergabe; aber sie kostet viel! Habt Ihr Geld, so könnt Ihr sie haben.«

»Dreißig Thaler will ich geben.«

»Das ist zu wenig.«

»Vierzig.«

»Zu wenig!«

»Ich kann nicht mehr entbehren.«

Zeininger betrachtete den Ungar und rief plötzlich:

»Hört mich an, wir wollen einen andern Handel schließen; gebt die vierzig Thaler und tauscht mit mir die

Kleider. Ich muß eine Reise nach Ungarn machen, tief hinein ins Ungarland, in eurem Anzuge reise ich besser.«

»Du mußt eine Reise nach Ungarn machen?« fragte Agnes; »Du bleibst ja hier und kaufst —«

»Laß mich gewähren!« fuhr Zeininger das Mädchen so roh an, daß dieses abermals über seinen beleidigenden Ton erschrak.

»Wie gesagt, in eurem Anzuge reise ich besser und sicherer, und Euch kann es gleichgiltig sein, wie Ihr nun aussehr, da Euch der Strick des Gehängten ohnehin unsichtbar macht.«

»Ich gebe Euch meine Kleider. Hier empfangt auch die vierzig Thaler und nun kleiden wir uns um, denn ich habe Eile.«

Der Ungar riß seine Kleider so rasch vom Leibe, daß Agnes sich förmlich flüchten mußte, da ihre Scheu vor einem Manne, der sich bis auf das Hemde ausziehen wollte, ihr nicht länger zu bleiben erlaubte.

Als Agnes fortgegangen war, metamorphosirte sich Zeininger eben so schnell.

In fünf Minuten war der Ungar ein Rathsherr und Zeininger ein Husar, und Beide verließen, ohne Agnes noch einmal zu sehen und ihr Adieu zu sagen, das Haus.

Die Bestürzung der Braut Zeiningers stieg auf den höchsten Grad, als sie wieder das Gemach betrat und den Geliebten nicht mehr fand.

Schon die Art, wie er mit ihr gesprochen, fiel ihr schwer aufs Herz; nie fand sie ihn so rauh, so barsch, so verstört. Sein wüstes Aussehen, seine kranke, sieche Gestalt vermochte sie sich nicht zu deuten.

»Wenn ein Mensch auch von einer Todeskrankheit

genesen, so kann er doch nicht so gebrochen aussehen, wie Joseph," sagte sie für sich. "Seine Gestalt ist die eines Mannes, der — heiliger Gott! rief sie, nein, nein! ich vermag den Gedanken nicht zu fassen."

Sie fing heftig zu weinen an und begab sich in ihr Zimmer.

Auf der Gasse vor dem Freimannshause wurde es nun sehr lebendig.

Berittene Soldaten sprengten rasch bald hinauf bald hinunter.

"Heda!" rief der Eine mit einer Stimme, die bis in ein Grab gedrungen wäre, "heda! dort oben, wo das Fenster offen ist, steckt die Köpfe heraus und laßt mit Euch sprechen."

"Was gibt es!" rief Agnes den Reiter an.

"Ist der Freimann zu Hause?"

"Nein," antwortete Agnes, "was wünscht Ihr von ihm?"

"Sendet nach ihm, ich habe Befehl vom Oberlandrichter. Es findet keine Execution statt. Ist das Hochgericht schon aufgeschlagen, so muß es augenblicklich abgebrochen werden. Der Delinquent ist entflohen! Meldet das dem Freimanne und sagt ihm, er möchte unverzüglich zu dem Herrn Oberlandrichter kommen. Besorgt schnell diese Aufträge, ich kann mich nicht länger aufhalten."

"Ich bin allein im Hause, eine Magd habe ich wohl noch hier, aber diese darf ich nicht fortschicken, und ich darf auch nicht das Haus verlassen; seid so gut und sendet einen eurer Reiter vor das Schottenthor, mein Großvater, der Freimann, ist mit seinen Leuten dort beschäftigt,

das Schaffot aufzuschlagen. Unterrichtet ihn von eurer Sendung, ich kann keine Aufträge von Euch übernehmen.«

Der Reiter fluchte, sah aber ein, daß er sich wirklich selbst zu dem Freimanne begeben müsse und sprengte davon.

Agnes schloß nun ihr Fenster, aber es dauerte nicht lange, so wurde sie wieder dahin gerufen.

Ein ganzes Rudel alter Weiber kam heran und rief ihren Namen.

»Jungfer Agnes! Jungfer Agnes!« riefen die Weiber.

Agnes erschien am Fenster.

»Jungfer Agnes,« nahm die Hausmeisterin vom »Küßdenpfennig« das Wort, zu jener Zeit als Kartenlegerin, Lottoprophetin und Wahrsagerin beliebt:

»Sie habenmich neulich glücklich gemacht. Sie haben mir die Nummern des letzten Delinquenten gesagt. Die Nummern sind alle drei gezogen worden. Die sämmtlichen Hausmeisterinnen haben dies erfahren, und kommen nun mit mir bittend, auch die Nummern von dem armen Sünder, der morgen gerichtet wird, zu verkünden.«

»Es wird kein armer Sünder gerichtet,« erwiederte Agnes, »er ist entflohen.«

»Desto besser! Da ist schon Glück vorhanden! Wie heißt er? Wie alt ist er? In welchem Jahr ist er geboren?«

»Er heißt Joseph — setzt neunzehn,« entgegnete Agnes; »er ist sechsunddreißig Jahre alt und —« plötzlich stieß Agnes einen Schrei aus und sank zusammen.

»Was hat sie?« riefen die Hausmeisterinnen. »19, 36 und setzen wir 54 dazu, die Hausnummer vom Freimann.«

VIII.

In der Bognergasse Nr. 220 nach der ersten Häuser-numerirung in Wien, jetzt in Nr. 315 mit dem Schilde »zum Todtenkopfe,« lebte im Jahre 1772 ein Geigenmacher Namens Ferdinand Rinzler, ein sehr drolliger Kauz. Nach seiner Meinung war die Geigen- und Lautenmacherkunst die größte Kunst auf der Welt, und er sah Jedermann über die Schulter an, der nicht Geigen- und Lautenmacher war, oder zum mindesten nicht die Geige oder Laute zu spielen verstand.

Er besaß vier Söhne und acht Töchter, alle zwölf Kinder waren Geigen- und Lautenmacher, und man behaupte te in jener Zeit, daß seine Töchter eben so geschickt arbeiteten wie der Vater, besonders seine jüngste Tochter Gertrude, welche, nebenbei gesagt, auch sehr schön war.

Der alte Rinzler betrog seine Kunden nie, denn würde er dies über's Herz gebracht haben, so hätte er in die Geigen und Lauten, welche seine übrigen eilf Kinder anfertigten, nur den Namen Getrude Rinzler einzeichnen lassen dürfen und sie würden außerordentlich bezahlt worden sein und reißenden Abgang gefunden haben. Gertrudens Geigen wurden allen Geigen der Welt vorgezogen und sogar in Italien mit Vorliebe gekauft.

In Wien existirt noch ein Liebhaber seltener Streichinstrumente, Hollupp ist sein Name, der eine Violine von Gertrude Rinzler (Wien 1770) besitzt, die er nicht gegen die

beste Cremoneser vertauscht, und welche er im Jahre 1821 von dem berühmten Violinspieler Franz Clement für 600 fl. gerade zu jener Zeit kaufte, in welcher Clement die Reise mit Angelica Catalani nach Baiern und Würtemberg antrat, und das herrliche Instrument so für sich behalten hätte, wenn er nicht Geld gebraucht und den Muth gehabt, von Angelica Catalani einen Vorschuß zu begehren.

Rinzler sagte:

»Solche Geigen, wie Gertrude sie baut, sieht Gott selbst mit Wohlgefallen an, und spielt sie Croyß in der Peterskirche, so hören die lieben Engelein im Himmel zu und lächeln Beifall.«

Gertrude war selbst eine sehr virtuose Violinspielerin, eine Milanollo ihrer Zeit. Sie hatte das Glück, vor Ihren Majestäten, der Kaiserin Maria Theresia und dem Kaiser Joseph, ein Concert spielen zu dürfen, erhielt die Bewunderung der allerhöchsten Personen und wurde von der großen Monarchin mit einer Schnur kostbarer Perlen beschenkt.

Die Freude, welche Rinzler darüber empfand, war nicht zu beschreiben. Gertrude durfte die schönen Perlen nicht einen Augenblick vom Halse nehmen, und wer immer das Geigenmachergewölbe besuchte, dem wurde das kaiserliche Geschenk gezeigt.

Dabei entwickelte Rinzler einen Hochmuth ohne Grenzen. Joseph Haydn, welcher in jener Zeit Capellmeister bei dem Fürsten Esterházy war, empfahl dem Fürsten die Rinzlerschen Instrumente, und unter diesen die von Gertrude. Haydn pries dem Fürsten die liebliche Violinspielerin, die mit ihrem Vater nach Eisenstadt kommen

und dort sich hören lassen mußte, wofür Gertrude ein kostbares Fermoir von Brillanten und Rinzler für gelieferte Instrumente mehr als vierhundert Ducaten erhielt.

Der alte Geigen- und Lautenmacher war also nicht nur auf seine Kunst, er war auch auf die Geschicklichkeit seiner Tochter, besonders aber auf die Ehren und Auszeichnungen, die sie vom Hofe und von dem Fürsten Nicolaus Esterházy erhielt, sehr stolz. Es wurde ihm das Glück zu Theil, mit Kaiser Joseph in einer ihm gnädigst bewilligten Audienz sprechen zu dürfen: diese Gnade des Kaisers machte ihn beinahe verrückt.

Der Kaiser äußerte sich, daß Er sich sehr darüber freue, daß ein Wiener Bürger es in der Geigenmacherkunst eben so weit gebracht als die ersten Meister Italiens, und daß Er für die Hofcapelle, auf die Anempfehlung Salieri's zwölf Violinen und zwei Bratschen, zwei Violoncelles und einen Contrabaß wünsche, dann eine vorzügliche Violine von Gertrude, Rinzlers Tochter.

Nach dieser Audienz war mit Rinzler nicht mehr zu sprechen. Ohne Zustimmung des Kaisers legte er sich den Titel »Hofgeigenmacher« bei, und wenn er Abends in den Weinkeller des Schottenstiftes kam, sprach er von nichts Anderem als von seiner Audienz und »Ich und der Kaiser, die große Maria Theresia und meine Wenigkeit, ich und der Fürst Nicolaus, meine Gertrude und die Fürstin,« folgten jedem dritten Worte. Rinzler theilte förmlich Protectionen aus. Er ging in seinem Wahne so weit, daß er, als in jener Zeit der Schottenprälat starb, dem Pater Hofmeister des Schottenstiftes vertrauungsvoll sagte: Wünschen Euer Hochwürde Prälat zu werden? Sagen

Sie nur ein Wort, ich spreche mit dem Kaiser und Sie sind es!«

Wir haben schon bemerkt, daß Gertrude sehr schön war. Sie zu sehen und mit ihr zu sprechen, war der Wunsch von zahllosen jungen und alten Herren, allein Rinzler war strenge; wer bei ihm keine Geige, keine Laute bestellte, nichts kaufen oder nichts repariren ließ, durfte nicht in seinen Laden. Mit Gertrude zu sprechen, gestattete er nur besonders angesehenen Personen; es mußten zum mindesten Grafen und dabei — geschickte Violinspieler sein.

Diese Grille des Vaters benützte ein junger Mann, Sohn eines reichen Bürgers.

Er fuhr in einer prachtvollen Equipage vor, ließ sich als einen Grafen Buchwald ankündigen, begehrte eine theuere Violine, bezahlte diese in Gold, bestellte eine zweite von Gertrude, und versprach eben so viel Ducaten dafür zu geben, als in dem Bauch einer gewöhnlichen Geige Raum haben würden.

»Das ist ein Anbot,« rief Rinzler, »das eben so neu als generös ist. Sie sollen etwas Besonderes haben! Kommen Sie in meine Wohnung und spielen Sie mir und meiner Tochter etwas vor; damit wir ihre Spielweise hören; damit wir beobachten, ob Sie ein geschickter Adagiospieler; sind Sie dies, so sollen Sie eine Violine erhalten, die da singt wie eine Sirene. Gertrude soll Ihnen ein Instrument anfertigen, welches die Menschenstimme beschämt.«

Zum Glücke war der junge Mann wirklich ein sehr guter Violinspieler. Er nahm den Antrag an und producirte sich.

»Göttlich!« rief der alte Geigenmacher, »da sieht man

es, daß Sie ein Graf sind; das sind adelige Töne, welche Sie dem Instrumente entlocken. Weiß es der Kaiser, daß Sie ein solcher Virtuose? Sollte er es nicht wissen, so muß er es durch mich erfahren, ich bin im Stande und sage es dem Monarchen, Sonntags nach der heiligen Messe, oder ich warte mit dieser Nachricht bis der Kaiser mich zu Tische einladet, da läßt sich derlei am Besten vorbringen.«

Dem vorgeblichen Grafen Buchwald wäre damit ein schlechter Dienst geschehen, wenn der Geigenmacher mit dem Kaiser von ihm gesprochen hätte, daher antwortete er:

»Se. Majestät wissen es bereits, daß ich die Violine nicht ganz übel behandle. Der Monarch hat mich in Prag spielen gehört; ich will aber dieses Glück nicht zum zweiten Mal erhalten; ich bin zu schüchtern und habe in Prag vor Angst kaum einen sichern Bogenstrich zuwege gebracht; in Wien würde es mir noch schlimmer ergehen.«

Das half aber Alles nichts, der alte Geigenmacher bestand darauf, Kaiser Joseph müsse den Grafen Buchwald hören. »Macht Sie blos der Hof, die Umgebung des Monarchen so schüchtern, gut, der Monarch soll Sie nicht in der Burg hören, ich darf nur ein Wort sagen, so kommt Kaiser Joseph zu mir. Ja, staun'en Sie mich an, wie Sie wollen; der Kaiser kommt zu mir! Wir stehen auf einem besonders freundschaftlichen Fuße zusammen! Ich und der Kaiser Joseph sind »Specis!«

Gertrude machte den Aufschneidereien ihres Vaters ein Ende und sagte mit einem Tone, so süß klingend, wie ihre Violine:

»Wenn der Herr Graf vor Sr. Majestät nicht spielen will, so wollen wir nicht darauf dringen, lieber Vater. Ich

sehe es dem Herrn Grafen an, daß er seine Kunst aus Liebhaberei betreibt und nicht, um mit ihr bei Hofe zu glänzen.«

»Auch gut!« versetzte Ringler, »so werde ich auf eine andere Art Ihnen bei dem Monarchen dienen; besitzen Sie den Kammerherrn-Schlüssel? —— Nicht?—Sie besitzen ihn nicht?—Nun Sie sollen ihn haben! vielleicht verschaffe ich Ihnen diesen Schlüssel nächsten Sonntag schon. Was ich will, will auch der Kaiser. Wir sind ein Herz und eine Seele!«

»Sie sind mir gut, dies merke ich wohl,« erwiederte Buchwald, »da Sie mir nun gut sind, so machen Sie mich auf eine andere Art glücklich.«

»Sprechen Sie, Herr Graf, mit Vergnügen, wollen Sie den Theresien-Orden?«

»Ich bin kein Officier.«

»Alles Eins!« erwiederte der Geigenmacher. »Ich setze ihn auch für einen Civilisten durch.«

»Nicht so hoch versteigen sich meine Wünsche,« antwortete Buchwald; »ich habe ein anderes Glück im Auge; gestatten Sie Ihrer Jungfer Tochter, daß Sie mir zu Ehren das Violinconcert spiele, das sie beim Hofconcert gespielt hat.«

»Das Hofconcert? Es ist schade, daß die Hofgeige, auf der sie spielte, sammt den Hofnoten noch bei Hofe in der Hofkammer liegen; aber meine Tochter würde auch auf einer Geige, die ein Tischler gemacht hat, famos spielen; Gertrude, nimm die Geige von deinem Bruder Vincenz und spiele dem Herrn Grafen dein Hofconcert, Du wirst nicht zu Schanden werden.«

Gertrude ergriff die Geige und spielte.

Der vorgebliche Graf war entzückt.

»Empfangen Sie diesen Brillantring,« rief er, »für den Genuß, den Sie mir verschafft!«

»Sapperment!« erwiederte Rinzler, »dieser Ring ist unschätzbar. Herr Graf, das ist zu viel! Gertrude, bedanke Dich! — Du bekommst ja einen ganzen Kasten voll Kleinodien und Schmucksachen.«

»Herr Graf,« sagte Gertrude, »einen Ring von einem jungen Mann anzunehmen wird sich wohl nicht schicken.«

»Nicht schicken!« rief der Geigenmacher. »Weshalb nicht schicken? — In Gegenwart ihres Vaters darf eine Tochter Alles annehmen. — Wie Du den Ring aber nicht willst, so nehme ich ihn. Ich soll zwar auch nichts von einem jungen Manne annehmen, aber ich weiß mir zu helfen, ich sage heute Abend, wenn ich den Ring in den Schottenkeller bringe, ich habe ihn vom Kaiser Joseph erhalten. Da fällt der Haarpudermacher vom Pailerthor in Ohnmacht und der Bäcker aus dem Strauchgassel stirbt; er ist gestern »geschupft« worden, hat die Ungnade des Monarchen, und ich habe eine Auszeichnung! — Nicht wahr, Herr Graf, ich darf sagen, dieser Ring komme von Sr. Majestät?«

»Sagen Sie, was Ihnen beliebt!« erwiederte Buchwald, »wenn Ihnen dieser Ring nur Freude macht.«

Nun trat einer der Söhne Rinzlers in die Wohnung des Vaters.

»Vater,« sprach er, »der Herr Director der Kaiserlichen Kammer-Musik, Herr Salieri, befindet sich im Laden. Er hat noch sechs Violinen für die Hofcapelle bestellt und verlangt mit Ihnen zu sprechen.«

»Ei, ich verstehe! Neue Aufträge vom Kaiser Joseph!

— Herr Graf, entschuldigen Sie, allein wenn der Monarch winkt, so muß ich zu Befehl sein! So gut wir auch mit einander sind, ich und Joseph, so muß ich doch schnell zu Diensten sein! Nichts soll unsere Harmonie stören.«

Rinzler eilte mit seinem Sohne in den Laden.

»Anton! was haben Sie gewagt?« sagte Gertrude mit vorwurfsvollem Tone zu Buchwald. »Sich für einen Grafen auszugeben! Wenn mein Vater dahinter kommt, wer Sie eigentlich sind, so ist jede Aussicht, mich zu besitzen, verloren.«

»Blieb mir ein anderer Ausweg? — Seitdem Ihr Vater in die so günstige Lage kam, vom Hofe bemerkt, von hohen Personen begünstigt zu werden, ist ihm jeder Bürgerliche ein Greuel. — Ins Haus zu Ihnen zu kommen und Sie täglich sehen zu dürfen, ist mein einziges Glück, ich mußte also.—«

»Aber wenn meines Vaters Hochmuth unser Glück zerstört?«

»Meine Freigebigkeit soll ihm vergessen machen, daß ich ein Bürgerlicher bin. Ich will durch mein Geld für ihn ein Graf seyn.«

»Sie verschwenden Ihr Geld, das kann ich nicht zugeben.«

»Im Gegentheile, liebe Gertrude, ich treibe Wucher. Kleine Summen lege ich aus, um einen großen Schatz zu gewinnen. — Gertrude, grollen Sie nicht! — Es wird Alles gut gehen.«

»Alles gut? — Wenn mein Vater erst erfährt, welchem Stande Sie angehören! Und besäßen Sie Millionen, bei dem Dünkel, der meinen Vater befallen, wird er nie meine Hand in die Ihrige legen.«

»Welchem Stande ich angehöre! — Ich gehöre einem ehrenhaften Stande an! — Oder bin ich Ihnen vielleicht auch zu gering?«

»O gewiß nicht! Bin ich denn höher gestellt als Sie. Ist mein Vater mehr als der Ihrige?«

»Sie werden Ihre Gesinnungen nie gegen mich ändern?«

»Nie!«

»Auch wenn mein Vater sein Geschäft nicht aufgibt, und mich zwingt, dasselbe zu betreiben?«

»Ich werde Sie nie aufgeben!«

»Sie wissen, mein Vater hat wie der Ihrige einen großen Wahn. Er bildet sich auf sein Geld eben so viel ein, wie Ihr Vater auf seine hohen Connexionen. Ich muß meinem Vater aber zu Willen sein, sonst verstößt er mich so lieb er mich hat.«

»Es ist mir unbegreiflich, wie er Ihnen eine solche feine Erziehung geben lassen konnte und Sie dennoch einem solchen Stande anzugehören zwingt.«

»Meine theuere Gertrude, sprechen Sie nicht weiter, Sie betrüben mich!«

»Betrüben will ich Sie nicht! Ich will Ihnen das Leben heiter machen!«

»Gewiß? — O, meine geliebte, meine süße Braut!«

Bei diesen Worten stürzte Ringler zur Thüre herein.

Er hörte die letzten Worte.

»Braut!« schrie er, »Braut, Herr Graf, wie ist dies zu verstehen?«

Die Liebenden fuhren furchtsam auseinander.

»Ich fordere Sie auf, Herr Graf, mir zu erklären, wie ich das deuten soll, was ich soeben gehört habe? Und Dir, Gertrude, befehle ich mir zu sagen, wie es kommt,

daß der Herr Graf in den wenigen Minuten, in welchen ich Dich mit ihm allein ließ, er Dich seine Braut nennen konnte! — Hast Du den Herrn Grafen schon früher gekannt? Hast Du ein geheimes Liebesverhältniß mit ihm hinter dem Rücken deines Vaters? — Sprich, oder ich schnüre Dir den Hals zusammen und mache aus Dir eine Geige, in welcher der Stimmstock zerbrochen ist.«

»Vater, ich will Alles sagen.«

»Heraus damit, ohne eine Lüge!«

»Lassen Sie mich sprechen,« fiel Buchwald ein. — »Ich liebe Ihre Tochter und ich bitte um ihre Hand, weil ich ohne sie nicht leben kann.«

»Sie wollen aber wahrscheinlich sich »auf die linke Hand« trauen lassen, wie dies jetzt unter den Cavalieren, wenn sie von der Höhe herabsteigen, so Mode ist. Ich erkläre Ihnen, daraus wird nichts! Wirkliche Gräfin muß meine Tochter werden, eine Gräfin, die eben so gut das Wappen auf dem Schlag ihres Wagens hat, wie alle wirklichen Gräfinnen in ganz Wien.«

»Mein Gott! Sie werden doch auf solche Nebensachen nicht bestehen; Sie werden wohl die Hauptsache Ihres Kindes ins Auge fassen, eine brillante Versorgung, eine Heirat, die ihrem Herzen zusagt und das Glück ihres Lebens gründet.«

»Nichts da! nichts da! Wenn ich, ein Mann in meiner Stellung, Liebling des Kaisers, eine Heirat mit einem Grafen zugebe, so muß das eine Heirat sein, die meinem Ehrgeize schmeichelt, sonst werfe ich meine Tochter lieber dem ersten besten Bürgerlichen an den Hals; ich werde ohnehin von meiner Schwester gepeinigt, daß ich mein Kind dem einzigen Sohne des reichen Schneiders Pichler

geben soll, der von seinem Vater einstens die ganze Wipplingerstraße erbt, da ihm in der Wipplingerstraße alle Häuser bis zur »hohen Brücke« gehören; aber eher stürze ich mein Kind über die »hohe Brücke« in den »tiefen Graben,« daß sie dort augenblicklich das Genick bricht, ehe ich sie einem — Schneider gebe und sollte mir darüber die gesammte Schneiderherberge den Krieg erklären.«

»So habe ich denn nichts zu hoffen!« sagte Buchwald ganz außer sich.

»Warum nichts zu hoffen? Alles haben Sie zu hoffen. Machen Sie mein Kind zur wirklichen Gräfin, geben Sie ihr beim Altare die rechte Hand, lassen Sie sie in Ihrem Palais wohnen wie eine geborne Gräfin, und Sie sollen sie haben! — Ich müßte mich ja der Sünde fürchten, wenn meine Tochter wie eine verstoßene, etwa wie die unglückliche Gräfin, wie heißt sie denn geschwind, sie wohnt im »Stoß im Himmel,« mit ihren Kindern abgesondert leben müßte, indeß ihr Gemal, der Graf, bei seinen Eltern in der Teinfaltstraße logirt. — Haben Sie vielleicht auch solche Eltern, die so hochmüthig sind, daß sie die Frau nicht zu dem Manne lassen und die Kinder derselben nicht sehen wollen, weil sie von einer Bürgerlichen herrühren? Ich weiß, was solche stolze Schwiegereltern angeben, sie behaupten nämlich, daß eine Frau aus dem untern Stande und wenn sie einen Fürsten heiratet, nie hoffähig werden könne. Sollten dies Ihre Eltern ebenfalls behaupten, so antworten Sie Ihren Eltern, daß meine Tochter bereits hoffähig ist, daß sie in einem Hofconcerte vor der Kaiserin, dem Kaiser und allen Erzherzogen sich hören ließ und daß der Vater der Freund des Kaisers Joseph sei, dies sagen Sie Ihren gräf-

lichen Eltern und sie werden Respect bekommen vor einem solchen Schwiegervater und einer solchen Schwiegertochter!«

»Wir wollen es der Zeit überlassen, Sie auf andere Gedanken zu bringen.«

»Der Zeit? Wie meinen Sie das mit dem Worte Sie? Auf Beides lasse ich mich nicht ein! mich bringt kein Gott auf andere Gedanken und Ihre Eltern müssen sogleich auf meine Wünsche eingehen. sonst gestatte ich Ihnen nicht, mein Kind nur ein einziges Mal wieder zu sehen! Ja, ich sperre mein Kind ein; Gertrude darf mir nicht mehr vor die Thüre, weder zu ihrer Tante, noch zu ihrer Pathin, nicht einmal in die Kirche! Ich werde mich schon bei dem Herrn Pfarrer am Peter verantworten, weshalb ich meine Tochter nicht mehr in die Kirche lasse!«

»Ihre Vorsätze sind schrecklich!« fuhr Buchwald auf.

»Vater,« bat Gertrude, »lassen Sie den Geliebten mich in Ihrer Gegenwart besuchen; er hat vor der Hand keinen andern Wunsch; die Zeit bringt Rosen!«

»Ich brauche keine Zeitrosen, diese verwelken nur zu geschwind.«

»Ich gebe Ihnen das feierliche Versprechen,« versetzte Buchwald, »daß Jungfer Gertrude meine Gattin wird, daß sie meine rechtmäßige Gattin wird — daß meine Eltern auch nicht das Geringste gegen sie einwenden werden — und daß, wenn Sie nicht dagegen sind, wir schon in einem Monate Mann und Frau sind!«

»Wie bürgerlich! »Mann und Frau!« so würde ein Schneider sich ausdrücken! — Gemal und Gemalin, Graf und Gräfin, wirkliche Gräfin müssen Sie sagen!«

»Was habe ich aber für Garantien,« eiferte Ringler

fort, »daß Sie Wort halten? — Werden Sie den Muth haben, in Ihrer schönen Equipage mit mir und meiner Tochter nach dem Lustschloß Schönbrunn zu fahren? Werden Sie Muth haben, dort im Garten am Tage des Hoffestes spazieren zu gehen und wenn die Kaiserin und der Kaiser uns zufällig ansprechen sollten, meine Gertrude als Ihre Braut vorzustellen?«

»Wenn die beiden Majestäten uns zufällig ansprechen sollten, werde ich es thun.«

»Wenn uns Ihre Eltern begegnen, werden Sie dasselbe sich gestatten?«

»Mit Vergnügen!«

»Von der linken Hand wird nie die Rede sein!«

»Nur von der linken Seite, weil da mein Herz schlägt!«

»Gertrude wird nach der Trauung in Ihrem Palast wohnen?«

»Wenn es auch gerade kein Palast ist, so wird sie doch dort wohnen, wo meine Eltern wohnen. Mein Vater und meine Mutter im ersten Stockwerke, Gertrude und ich im zweiten.«

»Und die Kinder, mit welchen Sie dereinstens der Himmel ganz gewiß segnen wird, werden diese Kinder ganz so heißen wie Sie! Nicht einen andern Namen führen, oder etwa Ringler genannt werden, weil die Mutter eine geborne Ringler ist?«

»Unsere Kinder werden eben so heißen wie ich und meine Frau. Dies schwöre ich Ihnen feierlich zu.«

»Gut! Eingeschlagen! Jetzt bin ich beruhigt. Herr Graf-Schwiegersohn, die Hand her, die rechte Hand! Das Bündniß ist geschlossen! — Aber kommen Sie nie

ohne Equipage zu Ihrem Schwiegervater und lassen Sie die Equipage lange vor meinem Hause warten; je länger Sie den gräflichen Wagen vor meinem Gewölbe paradiren lassen, meinetwegen von sechs Uhr Morgens bis Abends zehn Uhr, desto lieber ist es mir! — Bleiben Sie jetzt noch hier! — Ich muß meinem Herzen Luft machen und meinen Kindern und meinen Gesellen und meinen Dienstleuten das Glück verkünden, das meinem Hause bevorsteht. Haben Sie die Güte, Herr Graf, geben Sie in meiner Gegenwart der geliebten Braut das erste gräfliche »Bussel.«

Buchwald und Gertrude umarmten sich.

»So! Bravo! — Nun mir auch einen Kuß!«

Buchwald küßte Ringler.

»Sapperment!« sagte der Geigenmacher, »was so ein adeliger Kuß für eine Elektricität entwickelt! Ein ganzes Ahnenregister fährt einem in die Glieder. Ich glaube, wenn Sie mir noch einen Kuß geben, so werde ich schon Ritter und noch einen, sogar Baron.«

Buchwald küßte Ringler herzlich und innig noch zwei Mal.

»Genug! genug!« rief Ringler. »Mehr als Baron möchte ich gar nicht werden! Leben Sie wohl, Graf-Schwiegersohn! Ich gehe; indeß setzet Beide die Stunde der Hochzeit fest. Ich komme bald wieder zu Euch!«

Ringler entfernte sich.

»Wohin führt Sie Ihr Leichtsinn?« fragte Gertrude.

»Wohin führte Sie die Liebe? wollten Sie mich fragen.«

»Wie bald werden die Täuschungen offenkundig wer-

den und wir dem gerechten Zorne des hintergangenen Vaters verfallen.«

»Ich rechne auf die Tante.«

»O, diese richtet nichts mit dem Vater!«

»Ich rechne auf einen Retter höherer Art. Derselbe erhabene Herr, von dem Ihr Vater unaufhörlich spricht, soll mir helfen. Ich wende mich an den Kaiser.«

»Was kann der Kaiser hier befehlen?«

»Mein Vater ist, wie Sie wissen, Hofschneider. So oft mein Vater dem Monarchen eine neue Uniform überbringt, spricht des Kaisers Majestät gnädig mit ihm. Der gütige Herrscher kennt mich. Er hat mich auf seine Kosten reisen lassen, ja noch mehr — als meine Mutter mich am Christtage im Jahre 1751 geboren, befahl er der huldreichen Verfügung des Hofes gemäß, daß der Graf Althan in des Monarchen Namen mein Pathe sei. Nie habe ich noch auf dieses Glück reflectirt. Jetzt werde ich es geltend machen.«

»Damit könnte uns freilich geholfen werden.«

»Ihr Vater kommt zurück. Welch ein Gepolter auf der Treppe!«

»Ich glaube, er schleppt die Bewohner des ganzen Hauses hieher. Nun wird die Verwirrung angehen! Wenn der Vater den Handlungsagenten aus dem zweiten Stockwerke mitbringt, dieser kennt alle Leute in Wien, kennt also auch sicher Sie; wenn durch diesen Mann entdeckt wird, wer Sie sind, dann Adieu ihr goldenen Träume!«

»Wie nennt sich dieser Agent?«

»Aichler, er ist ein sehr unangenehmer Mensch; ich kann ihn nicht ausstehen! Ein schadenfroher, ausrichterischer

Patron, der aller Welt nur Böses zufügt, alle Menschen unter einander hetzt, an dem Besten kein gutes Haar läßt.«

Rinzler trat ein, seine übrigen eilf Kinder kamen hinter ihm her, die Einwohner seines Hauses folgten, der böse, hämische Aichler war unter ihnen.

Buchwald erblickte ihn kaum, so entfärbte er sich.

»Meine Herren und Frauen, meine lieben Kinder und Hausfrauen,« hub Rinzler an; »ich habe Sie hieher geführt, um Zeugen eines Glückes zu sein, das mich völlig wahnsinnig macht. Vor Allem stelle ich Ihnen hier den Herrn Grafen von Buchwald vor.«

»Den Grafen Buchwald?« fragte Aichler, »wo ist er?«

»Dieser charmante Cavalier ist es!« erwiederte Rinzler, indem er auf den Bräutigam seiner Tochter wies.

»Machen Sie mich nicht unglücklich!« flüsterte Gertrude dem Nachbar Aichler zu.

»Verstehe!« erwiederte Aichler leise.

»Vernehmen Sie es mit der höchsten Freude, daß Graf Buchwald mein Schwiegersohn wird. So eben hat er um die Hand meiner Tochter angehalten.«

»Empfangen Sie meine wärmsten Glückwünsche,« sagte Aichler mit verhaltenem Lachen.

»Auch wir gratuliren!« riefen die Inwohner des Hauses wie aus einem Munde.

»Schwester,« sagten die übrigen Kinder, »Schwester, sieh', wie die Freude über dein Glück aus unsern Augen leuchtet.«

»Es ist auch ein Glück!« prahlte der Geigenmacher, »aber es war zu vermuthen, daß es so kommen werde. — Jetzt ist an Euch die Reihe, Agathe, Eva, Barbara, Aloisia, Crescentia, Ludmilla und Anna. Zwar ist eure Schwe-

ster die Jüngste, aber dies thut nichts zur Sache, desto schneller wird dasselbe Glück zu Euch hinaufsteigen, da es bei der Niedrigsten, nemlich bei der Jüngsten, begonnen. Unter einem Baron ist keine von Euch zu vergeben, und Ihr, meine Söhne, Ulrich, Lorenz, Vincenz und Sebastian, müßt mir wenigstens Fürstentöchter ehelichen. Nur Geduld! Wien weiß bereits, was ich bei dem Kaiser gelte; man wird sich nun um meine Kinder herandrängen, um sein Glück zu machen.«

»Hausherr!« rief einer der Inwohner, ein Kürschner, »da Sie Frau Fortuna so sehr begünstigt, so üben Sie aus Freude über dieses schöne Ereigniß ein Werk der Wohlthätigkeit aus. Lassen Sie mir Etwas vom Zins nach: dreißig Gulden jährlich für mein Gewölb in der Bogner-Gasse, ist doch zu viel, da ein Gewölb auf dem Graben im Freysingerhof nur vierzig Gulden kostet!«

»Inwohner! Eben recht, das Sie mich hieran erinnern. Sie sehen wohl ein, daß der Glanz meines Hauses auch auf meine Miethsleute fällt. Sie zahlen zur Feier dieses Augenblickes — sechszig Gulden jährlich für das Kürschnergewölb und verpflichten sich, nur Hermelin in Ihre Auslage zu hängen! — Ebenso bezahlt der Glaser, der Zuckerbäcker, der Lebzelter und der Riemer jeder um dreißig Gulden mehr; die Inwohner dürfen nicht vergessen, daß der Schwiegervater eines Grafen seine Revenuen verbessern muß.«

»Und werden wir auch gesteigert, die wir in den Stockwerken wohnen?« fragte Aichler.

»Im dritten Stocke bezahlt jede Partei um fünf Gulden, im zweiten um zehn Gulden, im ersten um zwanzig Gulden mehr; so verlangt es der Nimbus meiner Realität.«

»Nun warte!« flüsterte Aichler seinen Nachbarn zu, »nun sollst Du es entgelten. Zum Gespötte der ganzen Stadt sollst Du werden!«

»Als ich Euch verließ, liebe Kinder, liebe Gertrude und lieber Graf-Schwiegersohn,« sagte der Geigenmacher, »sprach ich den Wunsch aus, Ihr möchtet die Stunde eurer Vermälung festsetzen. — Seit Ihr bereits einig?«

»Den ersten Sonntag nach vier Wochen halten wir für den zweckmäßigsten,« erwiederte Buchwald.

»Recht haben Sie, Graf-Schwiegersohn! Wie heißen Sie mit dem Taufnamen?«

»Den wissen Sie nicht?« bemerkte Aichler boshaft, »Anton heißt der Herr — Graf.«

»Anton? Ein göttlicher Name! der erste Geigenmacher unter Carl dem Fünften hat auch Anton geheißen. — Also Recht haben Sie, Graf-Schwiegersohn-Anton; zu den glorreichen Hochzeit-Vorbereitungen braucht man mindestens einen Monat, schon darum, um bis dahin ebenbürtige Beistände zu erhalten. Wer wird Ihr Beistand sein, Graf-Schwiegersohn-Anton? — Ich empfehle Ihnen den Fürsten Nicolaus Esterházy; für meine Tochter muß es der Kaiser Joseph sein! Da kann ich dem Kaiser nicht helfen! Mein Freund, der Kaiser, muß bei der Trauung zugegen sein, und in einem sechsspännigen Hofwagen muß meine Tochter nach St. Peter fahren.«

»Und die Hochzeit,« fragte Aichler, »wo ist diese? Wahrscheinlich beim Bock auf der Wieden.«

»Wie gemein! Heiratet denn Gertrude einen Schneider? — Der Redoutensaal wird gemiethet, damit der Hof uns in der Nähe hat, und getanzt und gejubelt soll werden die ganze Nacht! Es wäre doch wirklich sehr traurig, wenn

bei der Hochzeit einer Hofgeigenmacherstochter nicht der Himmel voll Geigen hinge. Meine lieben Inwohner sind hiezu sammt und sonders invitirt.«

»Vielleicht werden wir Tags darauf wieder gesteigert!« sagte Aichler.

»Somit ist das Ceremoniel der Vorstellung von Braut und Bräutigam zu Ende,« bemerkte Rinzler. »Ich empfehle mich aller Seits und danke für die Theilnahme. Dürfte ich noch einen Wunsch aussprechen, so wäre es der: dem glücklichen Hausherrn vom Todtenkopf »ein Lebehoch!« darzubringen!«

»Etwa für die Steigerung?« fuhr die Frau eines Goldarbeiters auf. »Ein Hausherr, der seine Inwohner nicht leben läßt, verdient nicht, daß man ihn leben läßt. Ich empfehle mich!«

»Die muß ich noch um fünf Gulden steigern,« versetzte Rinzler.

»Hausherr,« nahm ein Uhrmacher das Wort, »wir haben uns eben abgeredet und sind entschlossen, Alle auszuziehen. Das Pfund Rindfleisch kostet seit dem Ersten zwei und einen halben Kreuzer, hundert Eier sechs Pfennige, die Maß Milch einen halben Kreuzer, das Brot ist so klein, daß man für sechs Gesellen täglich einen Groschen-Laib braucht, und bei dieser Theuerung noch Zinserhöhung, das wäre nicht zu erschwingen. Wir ziehen Alle aus! Unsere Gratulation für das gräfliche Brautpaar nehmen wir zurück! — Nichts für ungut.«

Die Inwohner vom Hause zum Todtenkopf entfernten sich mit Murren, nur Herr Aichler blieb und sammelte sich Daten, um Herrn Rinzler in der ganzen Stadt lächerlich machen zu können.

Rinzler rief seinen Inwohnern nach:

»Es ist mir ein Vergnügen, wenn mein Haus von diesem Volke rein wird! Im ersten Stock darf mir nur ein Herzog wohnen, im zweiten Stock ein Marquis; ich lasse jetzt lauter große Quartiere aus den kleinen machen. Den dritten Stock verlaß ich nur an einen Baron, und in die Gewölbe nehme ich nur Juweliers. Das verlangt der Glanz meines Hauses!«

»Nun, meine Kinder und Ihr Gesellen und Dienstleute, gehet mit mir wieder an das Geschäft. Ich habe das Gewölbe für eine halbe Stunde zugesperrt, ich schließe es wieder auf. Es könnte Jemand vom Hofe, ja der Kaiser selbst vorüber gehen, und der Kaiser würde sich allerhöchst den Kopf zerbrechen, wenn Er meinen Laden verschlossen fände. Der Monarch könnte auf den Gedanken verfallen, ich hätte Crida gemacht; ich glaube, der Kaiser legte sich in den Tod, wenn Er so Etwas denken müßte!«

Rinzler und seine Kinder und Hausleute verließen die Wohnung.

Als Aichler mit dem Brautpaare allein war, sagte er:

»Wie zum Geier! Herr Pichler, ist es Ihnen eingefallen, sich für einen Grafen auszugeben? Ich kenne Sie als einen rechtlichen jungen Mann, der sehr reich ist, wie kommen Sie zu solchen Windbeuteleien?«

»Ach! es hat mich wohl schon gereut, allein, da Niemand sich Gertruden nahen darf, ohne einen hohen Rang zu begleiten, so nahm ich zu einer Maske meine Zuflucht und hoffe, daß, wenn ich sie vom Gesichte ziehen muß, mein künftiger Schwiegervater schon für mich gewonnen sein wird.«

»Ich danke Ihnen herzlich,« sprach Gertrude, »daß Sie Anton nicht verrathen und beschämt haben!«

»Ja, aber Einer muß doch beschämt werden,« erwiederte Aichler, »und dieser Eine ist, nehmen Sie es nicht übel, Jungfer Gertrude, — Ihr Vater.«

»Mein Gott!«

»Seien Sie ganz ruhig! die Beschämung geschieht zu seinem Glücke! Auf einem andern Wege läßt sich sein Hochmuth und Dünkel nicht curiren, und curirt muß er werden, sonst macht er seine ganze Familie unglücklich. Ist es verzeihlich, daß dieser Mann sich geberdet, als wenn ihn die Tarantel gestochen hätte? — Deshalb, weil des Kaisers Majestät in Ihrer unerschöpflichen Huld gnädig mit Ringler gesprochen, bei ihm, um den Wiener Kunstfleiß zu ermuntern, ein paar Dutzend Instrumente bestellt hat, und die Tochter bei Hofe sich hören lassen durfte, benimmt sich Ringler so, als wenn er mit dem Monarchen auf dem vertrautesten Fuße lebte! — Wenn dies der Kaiser erfährt, wenn dem Kaiser nur die Hälfte von den Großsprechereien zu Ohren kommt, die Ringler auf solche familiäre Weise extemporirt, so ist es um ihn geschehen! — Das kann nicht so bleiben! Mir kommt die Geschichte gerade recht; ich werde den Mann, der überzuschnappen droht, heilen, und Ihr Glück, Anton, das Glück Gertrudens und Ihrer Geschwister soll meine Cur gründen.«

»Aber Sie werden meinen Vater nicht schonungslos behandeln,« bat Gertrude, »Sie werden nichts unternehmen, was ihn in den Augen der Welt herabsetzt und ihn zum Gespötte macht?«

»Ich wünsche, daß er sich nicht durch seine Lächerlichkeiten herabsetze und zum Gespötte mache.«

»Haben Sie bedacht, Jungfrau Gertrude, was geschehen kann, wenn Ihr Vater nicht auf einen andern Weg gebracht wird? — Er kann bei seiner Thorheit, des Bürgerstandes sich zu schämen und seine Kinder nur an Personen von hoher Geburt zu verheiraten den Vorsatz fassen, selbst den Adeligen, den hohen Herrn spielen zu wollen; er kann sein Geschäft, das ihm goldene Früchte trägt, verschmähen, aufgeben und am Ende verarmen. Nein, solchem Wahnsinn muß man steuern, der großen Familie wegen, welche Ringler besitzt, steuern, und ich bin der Mann dazu, der ihn rettet, ich habe schon manchem Narren wieder zu Verstand verholfen.«

»Mein armer, verblendeter Vater!«

»Was habe ich zu thun, Herr Aichler, soll ich ihn über meinen wahren Stand aufklären?«

»Dies wäre in diesem Augenblicke nicht gut. Es darf nichts Gewaltsames gegen Ringler vorgenommen werden. Nach und nach muß er zur Ueberzeugung kommen, daß er auf einem Abwege ist. Lassen Sie mich machen, ich bürge für den besten Erfolg.«

Ringler hatte mittlerweile keine Ruhe.

Er schrie jedem Vorübergehenden an seinem Laden zu, welch ein Glück seine Tochter machen werde.

Er fragte einen Nachbar, der bei Hofe Futterschreiber war und im »schwarzen Kamehl« in der Bognergasse wohnte, ob er, der Hoffutterschreiber, es nicht der Kaiserin und dem Kaiser mittheilen wolle, daß seine Tochter Gräfin werde, und ob es nicht möglich sei, daß sich Ringler als alter Graf tituliren lassen dürfe.

»Ich glaube, Sie sind verrückt,« erwiederte der Hoffutterschreiber. »Ich rathe Ihnen, mit solchen Thorheiten die

kaiserlichen Majestäten nicht zu behelligen. Sie haben sich für den »Hofgeigenmacher« ausgegeben und sind es nicht. Solche Eigenmächtigkeiten nimmt der Kaiser sehr übel, wenn Er davon unterrichtet wird. — Kommen Sie bei Hofe um die Auszeichnung ein, sich Hofgeigenmacher nennen zu dürfen, sie wird Ihnen gewiß bewilligt werden, aber legen Sie sich keinen Titel bei, der Ihnen nicht gebührt. Dies rathe ich Ihnen, der ich zwar eine unbedeutende Stelle im Dienste des Hofes begleite, aber dessenungeachtet genau weiß, was allerhöchsten Ortes unangenehm auffällt und nachtheilige Folgen haben kann.«

Rinzler sah dies nicht ein. Er sagte:

»Wer für den Hof Handschuhe macht, ist Hofhandschuhmacher; wer für den Hof Hüte fabricirt, ist Hofhutfabrikant; wer für den Hof Kleider anfertigt, ist Hofschneider; ich habe für den Hof Geigen gemacht, mache sie noch, daher bin ich Hofgeigenmacher.«

»Sie sind Hof-Narr!« antwortete der Hoffutterschreiber, und verließ Rinzler.

»Der Kerl sollte Hofflegel werden,« meinte Rinzler. Es ging ihm aber doch im Kopfe herum, was er von dem Futterschreiber gehört hatte, und er beschloß dem Kammer-Capellmeister Salieri eine Visite zu machen und diesen um seine Meinung zu fragen.

Als er so stand und mit sich selbst sprach, kam Anton aus dem Hause zum Todtenkopfe heraus. Er hatte sich bei Gertruden empfohlen und wollte nun seinem künftigen Schwiegervater in seinem Gewölbe ebenfalls Adieu sagen.

»Graf-Schwiegersohn-Anton!« rief ihm Rinzler entgegen, »es ist gut, daß ich Sie vor Tische noch sehe; Ihre

Equipage hält noch immer vor meinem Hause; Ihre Pferde sind bereits müde vom Stehen.«

»Um wie viel Uhr speisen Sie bei Ihren gräflichen Eltern?«

Anton wollte schon der Wahrheit gemäß antworten:

»Um zwölf Uhr!«

Da fiel ihm aber ein, daß dies eine ungräfliche Eßstunde wäre, und er sagte:

»Um vier Uhr!«

»Das ist herrlich!« versetzte Rinzler, »da nehmen Sie mich in Ihrem Wagen mit; Sie haben noch Zeit! Führen Sie mich in das »Hasenhaus« in die Kärntnerstraße (1772 hatte es die Nummer 1082, jetzt Nr. 1073 zu den drei Löwen); dort wohnt Salieri, mit diesem habe ich dringend zu sprechen. Lassen Sie aber, lieber Graf-Schwiegersohn-Anton, Ihren Kutscher einen kleinen Umweg machen; lassen Sie ihn durch die Tuchlauben, über den Hohenmarkt, den Lichtensteg, durch die Bischofgasse, über den Stephansplatz in die Kärntnerstraße fahren, damit mich viele Leute sehen und mich in der gräflichen Equipage für einen alten Grafen halten!«

IX.

Wir lassen die häuslichen Angelegenheiten des Geigenmachers Rinzler für einige Fortsetzungen unserer Mittheilungen unberührt und gedenken der ferneren Flucht des verwegenen Zeininger, der, nachdem er sich in die Livrée eines Husaren geworfen, mit dem Unbekannten, der sich durch den Strick eines Gehängten unsichtbar machen wollte, aus der Wohnung des Scharfrichters geeilt war, um das Weite zu suchen.

Um den Unbekannten sicher zu machen und ihn zu irgend einer Mittheilung zu bringen, redete ihn Zeininger folgendermaßen an:

»Wir sind wohl in gleicher Lage,« sagte er. »Wir haben beide den Tag zu scheuen und den langen Arm der Gerechtigkeit zu fürchten, aber ich bin unglücklicher als Ihr, ich kann mich nicht unsichtbar machen wie Ihr.«

»Ihr hättet es aber wohl gekonnt,« versetzte der Angeredete. »Im Hause des Scharfrichters steht Ihr, wie ich merke, auf gutem Fuß. Ihr habt mir ja den Strick verkauft und das Geld dafür zu Euch gesteckt; seid wohl gar der Auserwählte der Freimanns-Tochter, oder was sie sonst ist, sonst hättet Ihr nicht so herrisch mit ihr sprechen dürfen.«

»Ich läugne nicht, daß es so ist, aber eben deswegen hätte ich den Strick für mich nicht erhalten können. Sie

gab mir etwas für mich weit Wichtigeres, das Hemd des Gehängten. Von einem solchen Hemde wird es Euch wohl bekannt sein, daß es Denjenigen, der es trägt, vor allen Gefahren schützt und ihm jedes Unternehmen gelingen läßt.«

»Was Ihr sagt!«

»Nur darf Derjenige, der ein solches Hemd am Leibe hat, nicht einen zweiten Talisman von einem Gerichteten besitzen. Der zweite würde die Wirkung des ersten aufheben.«

»Was gedenkt Ihr nun zu beginnen?«

»Ich habe schon gesagt, ich reise nach Ungarn. Dort suche ich eine Räuberbande auf, mit der ich vor einem halben Jahre in Verbindung stand, die mich aber, weil ich ein Deutscher bin, um meinen Antheil betrogen hat. Ich fordere nun diesen, gestützt auf mein Zauberhemd, und es wird mir gelingen. Die grausamsten Mörder vermögen mir nichts anzuhaben. Was habt Ihr vor?«

»Da Ihr aufrichtig seid, so will ich es auch sein. Ich beabsichtige einen Einbruch in dieser Nacht in Erdberg, bei dem dort wohnenden Amtsverwalter. Er kommt erst morgen nach Hause, und da ich weiß, wo seine Casse steht, so bringe ich unsichtbar ins Haus und stehle sie.«

»Dazu gratulire ich Euch. Ist viel in dieser Casse?«

»Ueber vierundzwanzigtausend Gulden in lauter Gold. Es sind drei Beutel und in jedem sind zweitausend Ducaten.«

»Und woher wißt ihr dies?«

»Von seiner Köchin, die meine Geliebte ist. Sie wartet auf mich um halb drei Uhr Morgens an der Mauer des »Rüdenhauses« (jetzt ein Privatgebäude Nr. 364 in der

Gärtnergasse). Meine Köchin führt mich gerade in das Schloß. Ist die That gelungen, bleibt die Köchin noch acht Tage im Hause und reist mir sodann bis Temeswar nach, von wo aus wir vereint in die Türkei entfliehen.«

»Mögt Ihr ein glückliches Beginnen haben!« versetzte Zeininger; »ich entferne mich jetzt und trete noch in dieser Nacht meinen Weg nach Ungarn an.«

Die beiden Räuber trennten sich.

Wie es dem Einen mit dem Stricke ergangen, wissen die Leser bereits. — Sein Talisman, der ihn hätte unsichtbar machen sollen, nützte ihm nichts; obgleich er ihn an dem bloßen Hals befestigte, wie der Aberglaube ihn lehrte, so hielten ihn doch die Späher am Stubenthor an, verglichen den, so eben erhaltenen Steckbrief mit seiner Person und Kleidung und führten ihn für den entsprungenen Delinquenten ansehend, ins Gefängniß.

Zeininger irrte noch einige Straßen umher, weil er sich zu keinem Stadtthor hinauswagte, bis er ermüdet und erschöpft in das Bierhaus auf der Fischerstiege gelangte, in welchem er die Verhaftung seines Doppelgängers und die Nachricht erfuhr, daß nun die Passage nach den Vorstädten wieder frei sei.

Mit den Bürgern, die mit ihm gingen, glückte es ihm auch sehr leicht aus der Stadt zu gelangen.

Die Bürger, in ihrer Herzensgüte, begleiteten ihn bis zu dem Roßkamm, den er suchte; dort verabschiedeten sie sich von ihm und schenkten ihm auch noch einiges Geld zur Wegzehrung.

Der Roßkamm schlief schon; da aber Zeininger von einer sehr namhaften Bezahlung und von einem Geschenke an seine Leute sprach, so wurde Moises Gables, einer der

besten Pferdehändler aus jener Zeit, geweckt und ihm das Anliegen eines herrschaftlichen Husaren mitgetheilt.

Gables schlüpfte schnell in seinen Pelz und kam Zeininger entgegen.

»Das beste Pferd, das Du im Stalle hast, Jude,« sprach Zeininger, »mußt Du mir verkaufen. Ich bin im Dienste des Grafen Olesházy und habe den Auftrag, Dir für dein Roß so viel zu bezahlen, als Du vernünftiger Weise fordern kannst; aber schnell muß ich das Pferd haben und gesattelt muß es in wenigen Minuten vor mir stehen, sonst gehe ich zu deinem Bruder, der mich gut kennt, dem mein Graf viele Pferde abgekauft hat und dessen Wohnung auf dem »obern Werd« (jetzt Roßau) mir nur zu entlegen ist.«

»Ist ein prachtvoller Fuchs, ein Pferd, das früher der Graf Leopold Palffy ritt, Euch um vierzig Ducaten zu theuer?«

»Schaffe das Pferd her und gesattelt stelle es mir vor, und die vierzig Ducaten will ich Dir sogleich aufzählen.«

In weniger als einer Viertelstunde stand das Pferd gesattelt da; Zeininger zählte das Geld dafür auf, bestieg das Pferd und galoppirte damit aus dem Hofe des Roßkamm.

Ein anderer als dieser freche Räuber hätte das Weite augenblicklich gesucht, allein Zeininger wußte, daß der Mann, der mit ihm die Kleider getauscht, verhaftet worden, daß dieser Mann also unmöglich den Raub in Erdberg ausführen könne. Zeininger gab sonach seinem Fuchs die Sporen und flog nach Erdberg.

Das »Rübenhaus« war dem deutschen Cartouche

wohl bekannt. Wer, der damals in Wien lebte, hatte davon gehört? — In diesem Rüdenhause wurden die Jagdhunde des Kaisers bewahrt; es befand sich in diesem Hause auch eine Schießstätte, und an Sonntagen hatte der Jäger, der hier die Aufsicht führte, die Erlaubniß, für die Besucher der Schießstätte, Bier auszuschenken. Zeininger war oft auf der Schießstätte; er fand sich also an der langen weißen Mauer, welche das Haus umgab, schnell zurecht und entdeckte auch bald die besagte Köchin, die auf ihren räuberischen Liebhaber bereits wartete.

Anfänglich wollte sie entfliehen vor dem Manne, der da so hastig mit seinem Pferde heransprengte, allein Zeininger rief ihr zu, beruhigte sie, schwang sich vom Pferde und sagte, daß der Geliebte verhindert sei zu kommen, daß er im Lazareth liege, daß er aber ihn (Zeininger) beauftragte, das Geschäft, das keinen Aufschub leide, abzuthun, und das Geld ihm zu bringen. Das Mädchen möge dann Sonntags ins Lazareth zu den Barmherzigen Brüdern kommen, wo sie den Geliebten sprechen und das Weitere erfahren werde.

»Du darfst nicht mißtrauisch sein, Köchin,« setzte Zeininger hinzu. »Ich erscheine in deines Liebhabers Kleidern, ich habe seinen Säbel, seine Stiefeln, seine Sporen, Alles dieses muß ich tragen, Dich zu überzeugen, daß ich von ihm gesendet werde. Blicke die Kleider deines Liebhabers an, der Mond scheint helle genug, Du mußt den Anzug erkennen.«

»Und bist Du unsichtbar, wenn Du in das Schloß trittst?« fragte die Dirne.

»Freilich!« antwortete Zeininger, »ich habe ja den Strick des Gehängten vom Scharfrichter gegen vierzig Tha-

ler eingehandelt. Sobald ich diesen Strick anlege, siehst auch Du mich nicht!«

Die Zweifel des Mädchens schwanden, dasselbe wispelte: »Folge mir!«

Zeininger führte sein Pferd am Zügel.

Die Dirne instruirte ihn gehörig, sie beschrieb ihm genau, wie er zur Cassa gelangen könne, und reichte ihm eine kurze Eisenstange, mit welcher sie aufzusprengen sei.

Zeininger ließ sein Pferd bei der Diebsgenossin zurück.

Er befolgte pünktlich, was ihm gesagt wurde.

Er fand ein Fenster offen, er stieg ein, er kam aus einem Zimmer in eine Kammer; er zog seinen Säbel, damit er sich wehren könne, wenn er überfallen würde; aber die Köchin hatte Alles so gut eingeleitet und vorbereitet, daß bis auf das Geraffel, welches das Aufsprengen der Cassa verursachte, nicht das geringste Geräusch hörbar wurde.

Zeininger horchte einen Augenblick um zu erspähen, ob nicht jetzt vielleicht irgend Jemand vom Schlafe aufgeschreckt worden wäre.

Es regte sich nichts.

Zeininger machte einen kühnen Griff. Die drei großen Beutel mit Gold fielen ihm in die Hände; er raffte seinen Raub zusammen, schwang sich wieder aus dem Fenster und stand im Nu vor der Magd.

»Ich habe, was ich gesucht,« sagte er. »Gib mir dein Vortuch, damit ich diese Beute auf das Pferd binden kann.«

Das Mädchen machte die Schürze los.

Die drei Beutel wurden dem Rosse anvertraut.

Zeininger bestieg dasselbe.

»Vergiß nicht,« rief er der treulosen Magd zu: »Sonntags bei den Barmherzigen!«

»Grüßt mir István!« rief die Dirne.

»Ich werde ihn grüßen!« antwortete Zeininger und fort flog er wie ein Reiter des wilden Heeres, denn jetzt erst dachte er an seine Flucht.

Wie die Magd nach Hause gekommen, welche Folgen der Einbruch gehabt, wollen wir unseren Lesern zur gehörigen Zeit mittheilen, nur so viel, daß Zeininger ohne Rast fortsprengte, bis er auf dem Wege nach Fischamend (denn sein Ziel war in der That Ungarn) vor gänzlicher Erschlaffung und Angst und innerer Aufregung bei einem Kornfelde vom Pferde sank, nichts mehr mit einiger Kraft zu fassen vermögend, als den Zügel seines Fuchsen.

Es war indeß die Sonne ziemlich hoch am Horizont erschienen.

»Was beginnen?« seufzte er für sich hin. »Frei bin ich, ein Pferd, ein gutes Pferd besitze ich und gewiß mehr denn achttausend Ducaten, und ich kann nicht mehr weiter. — Ich vermag nicht länger auf den Füßen mich zu halten, meine Glieder sind wie abgeschlagen, meine Knochen wie morsches Holz, die lange Gefangenschaft, die entsetzlichen Torturqualen, die ausgestandene Todesangst — wenn ich jetzt hier sterbe, so ist nichts Wunderbares dabei! Ein Bär müßte zu Grunde gehen, wenn er empfinden müßte, was ich empfinde. — So viel Geld besitze ich und bin doch der ärmste Mensch auf Gottes Erde!«

Thränen traten ihm in die Augen, aber gewiß nicht Thränen der Reue über seine Schandthaten, nein, Thränen über sein physisches Unvermögen. — Seine Augen netzten

sich aus Verzweiflung, weil er geraubt, gestohlen, gemordet hatte, und die Beute seiner Bluthat nicht genießen konnte.

So lag er hier am Wege, fürchtend entweder hier verschmachten zu müssen, oder aufgegriffen zu werden.

Plötzlich kam ein einspänniges Fuhrwerk daher.

Ein hübsches, rüstiges Weib saß darauf, hatte mehrere Gefäße mit Milch aufgeladen und lenkte den Gaul nach Art der meisten Milchverkäuferinnen, die ihren Vorrath nach Wien führen.

Als sie den Husaren in dieser desperaten Lage auf dem Boden liegen sah und das Pferd neben ihm ruhig weiden, rief sie dem Manne zu:

»Ist Euch ein Unglück geschehen? Ihr seht ja aus wie ein Todter!«

»Ach, mein Gott!« wimmerte Zeininger, »wenn ich auch noch nicht todt bin, so fühle ich, daß ich doch bald sterben werde.«

»Warum nicht gar!« antwortete das Weib, »sterben? man stirbt nicht sobald!«

Das Weib stieg von dem Wagen und sagte:

»Wartet! Ich gebe Euch etwas Milch zu trinken, das erfrischt, das labt! — Ich will Euch auch die Schläfe mit Milch waschen, da ich kein Wasser habe. Ihr seid gewiß die ganze Nacht geritten und nun so marode, daß Ihr nicht weiter könnt! — Vermögt Ihr Euch denn nicht ein Bischen zu erheben und auf meinen Wagen zu steigen? — Ich nehme Euch dann mit nach Wien.«

»Nach Wien?« stöhnte Zeininger. »Da komme ich ja gerade her. Ich soll nach Ungarn und bin so krank, daß

ich viel dringender eines Geistlichen als eines Arztes bedürfte.«

»Das ist sehr ärgerlich,« erwiederte das Weib. »Ich soll nach Wien, aber hol's der Geier! ich kehre mit Euch um und führe Euch nach Fischamend, denn auf der Straße könnt Ihr nicht liegen bleiben. Ich quartiere Euch bei meiner Mutter ein, das ist ein gutes, theilnehmendes Weib; ich hol' Euch dann einen Bader und meine Mutter pflegt Euch. Aber tragen kann ich Euch nicht in meinen Wagen; so stark ich bin, so wäret Ihr mir doch zu schwer.«

»Der Himmel lohne es Euch!« erwiederte Zeininger; »ich kann eure Hilfe aber auch selbst belohnen, ich bin nicht arm . . .«

»Arm oder reich, Ihr seid krank! Ihr müßt Hilfe haben! — Sonst führt der Teufel alle Augenblicke über diese Straße ein paar ungarische Bauern daher, und nur heute läßt sich keine Menschenseele sehen, die mir beistehen könnte.«

»Ich binde indeß euer Pferd an meinen Wagen; versucht es nur ein wenig aufzustehen. — So, das Pferd ist angebunden! Nun gebt mir euren Arm! — Schwingt Euch ein wenig! — Es geht schon! — Nun setzt Euch auf meinen Wagen! — Jetzt schiebt Euch besser hinauf! — Gott sei Dank, aufgeladen habe ich Euch! Jetzt halten wir unsern Einzug in Fischamend! — Meine Mutter wird schauen, wenn ich ihr einen Husaren ins Haus bringe! — Schimmel,« sagte sie zu ihrem Pferde, »wir kehren um, es geht wieder heim.«

Das junge Weib lenkte das Pferd nur im Schritte, damit der Wagen nicht allzusehr gerüttelt werde.

»Ich werde Euch noch etwas Milch reichen,« sprach die barmherzige Samaritanin.

»Wenn Ihr so gut sein wollt,« erwiederte Zeininger. »Die Milch hat mich sehr erquickt!«

»Trinkt so viel Euch beliebt. Wir haben sechs Kühe und diese geben Milch vollauf.«

»Wie weit ist es noch nach Fischamend?«

»Zum Fahren noch eine halbe Stunde, vielleicht drei viertel Stunden, weil ich das Pferd nicht antreibe.«

»Ihr seid unverheiratet?«

»Ja, unverheiratet, weil mein Mann vor zwei Jahren gestorben ist. Nicht wahr, für eine Witwe seh ich noch ziemlich gut aus?«

»Nur ziemlich gut? — Ihr seid sehr schön.«

»Warum nicht gar!«

»Auf Ehre! Habt Ihr denn keinen Spiegel!«

»Das wohl, wenn man sich aber alle Tage im Spiegel sieht, kommt man sich alltäglich vor und gefällt sich nicht mehr. — Seid Ihr auch ledig?«

»Ledig wie der Vogel in der Luft.«

»Und wer seid Ihr denn?«

»Herrschafts-Husar.«

»Ist das viel?«

»Gott bewahre! Nicht viel besser als ein Bedienter.«

»Ihr habt aber gesagt: Ihr wäret nicht arm.«

»Das bin ich auch nicht. Mein Bruder und ich haben in Wien eine Erbschaft gemacht. — Mein Pferd trägt viel Geld und in meiner Säbeltasche steckt auch eine hübsche Summe!«

»Mein Gott! Wenn das viele Geld Euch gestohlen würde!«

»Ich habe schon Acht darauf.«

»Sagt mir, wie ist Euch denn jetzt?«

»Um vieles besser! — Ich weiß nicht, hat eure Theilnahme mir geholfen, oder ist es die Milch.«

»Wenn Soldaten auf dem Marsche so müde werden, daß sie kaum weiter können, so reicht ein Glas Milch hin, sie mehr zu stärken als Wein und Branntwein. Unser Amtmann gibt seinen Jagdhunden Milch, wenn er sie beinahe zu Tod gehetzt hat und sie werden augenblicklich munter.«

»Ach, ein solcher Jagdhund war auch ich!«

»Wenn ich Euch glücklich nach Fischamend bringe, müßt Ihr in meines seligen Mannes Bett schlafen. Das steht im Bodenzimmer in unserem Haus. — Der Bader wird sodann geholt. — Ihr trachtet einige Stunden zu schlummern, und Ihr werdet genesen.«

»Sagt mir, kann man in diesem Bodenzimmer verborgen bleiben?«

»Warum?«

»Nun seht, ich habe viele Bekannte, viele Brüder Liederlich.«

»Seid Ihr auch ein Bruder Liederlich?«

»O nein.«

»Was ist es also mit den andern Brüdern?«

»Ich fürchte diese! — Sie haben erfahren, daß ich volle Geldsäcke besitze; sie werden mir nun nacheilen auf dem Wege nach Ungarn. Erforschen sie mich in Fischamend, so ist es um mich geschehen; sie werden über mich herfallen und mich plündern.«

»So sagen wir's halt Niemand, daß wir einen Husaren bei uns haben.«

»Das wäre gut! — Lange falle ich Euch gewiß nicht

zur Last. Nur so lange, bis ich mich erholt habe, dann reise ich in der Nacht weiter.«

»Wieder zu Pferde?«

»Vielleicht mittelst eines Wagens.«

»Zwei Stunden weit könnte ich Euch führen. O, der Schimmel kann schon laufen.«

»Ihr seid gar so gut! — Aber sagt mir, wenn ich da so öffentlich nach Fischamend fahre, so sehen mich ja alle Leute?«

»Ei! wir fahren hinter der Mühle, über den Feldweg; dort sieht Euch keine Katze. Ihr macht Euch im Wagen klein, ich decke die Pferdekotze über Euch. Ich schwärz' Euch ins Haus meiner Mutter.«

»Und mein Pferd?«

»O mein Himmel, wie oft bring ich ein Pferd nach Haus, das ich rückwärts an meinen Wagen anhänge. Mein Vetter ist Curschmied auf der Schwechat, der schickt fast alle Wochen ein durch ihn geheiltes Pferd durch mich nach Fischamend.«

»Mir fällt eine Centnerlast vom Herzen.«

»Nun legt Euch hin. Fischamend schaut uns schon entgegen.«

Zeininger that, wie ihm befohlen.

»Nun kommt der Kotzen,« sagte das Weib.

Sie deckte ihn mit der Pferdedecke zu.

»Jetzt wird der Feldweg eingeschlagen,« sprach sie. »Wenn ich nur jetzt ein wenig geschwinder fahren dürfte.«

»Immerhin! Mir ist merklich besser und der Schlaf scheint mich zu überfallen.«

»Man hat mich noch nie langsam nach Hause fahren

sehen! — Ich darf ja nichts thun, was auffällt. Es ist wegen Euch.«

Sie trieb ihr Pferd an und bald erreichte sie ihr Haus. Sie fuhr durch das Thor, das auf das Feld hinausging.

Die Mutter der Milchfrau stand im Hofe.

»Wie, Sepherl, Du kommst schon nach Hause? Was hat das zu bedeuten?« rief die Mutter.

»Bst,« winkte Sepherl. »Ich habe ein gutes Werk auf dem Wagen! Mutter, einen kranken Husaren! — Nicht wahr, das ist nichts Unrechtes?«

»Ein gesunder Husar wäre wohl für ein junges Weib etwas Unrechtes, aber ein kranker!«

»Mach' die Mutter das Thor zu, dann zeig' ich ihn her.«

»Es ist schon zu.«

»Ist Niemand im Haus'?«

»Alles in der Scheuer.«

»Da liegt er! Mein Gott! Er schläft! — Jetzt frag' ich doch unparteiisch, ob man etwas Hübscheres sehen kann, als einen schönen Menschen?«

Das junge Weib zog bei diesen Worten leise die Decke vor Zeiningers Gesicht.

»Was thun wir denn mit ihm?«

»Ich hab' ihn auf dem Wege gefunden; er war einer Ohnmacht nahe; der Mutter hätte er auch erbarmt.«

»Mir erbarmt jedes Mannsbild.«

»Ich glaube, wir behalten ihn, bis er sich erholt hat, und hat er sich erholt, so behalten wir ihn auch noch.«

»Wer ist er denn?«

»Nun ein Husar! — Mutter, er hat Geld, er hat

eine Erbschaft gemacht; er will unsere Dienste bezahlen, aber wir nehmen nichts, nicht wahr, Mutter, wir nehmen nichts!«

Zeininger, der wirklich vor Ermattung eingeschlummert war, schlug jetzt die Augen auf.

»Wie ist Euch denn, Herr Husar?« fragte die Mutter.

»Bei so guten Menschen wird mir bald wohl sein.«

»Könnt Ihr allein herunter vom Wagen?« fragte die Tochter.

»Ich will es versuchen.«

Er erhob sich und stieg mit Hilfe von Mutter und Tochter vom Wagen.

»Ich habe es noch in allen Gliedern; — ich bin zusammengebrochen, als käme ich aus dem Spitale.«

»Kommt, wir werden Euch führen. Oben befindet sich das gute Bett, von dem ich Euch gesagt; dann hole ich den Bader, den Herrn Zimmermann, der ist geschickt! Er ist schon vierzehn Tage in Fischamend. Es ist ihm noch Niemand gestorben!«

»Nur den Bader nicht,« flehte Zeininger. »Ich habe ja gebeten, daß mich Niemand sehen möge!«

»Richtig!«

»Ruhe und Zurückgezogenheit werden mir helfen! — Ich fühle es, daß ich nur eines gesunden Schlafes bedarf, um bald zu genesen.«

Während dieser Worte schleppten die Weiber Zeininger in das Bodenzimmer.

»Jetzt hole ich das Geld, das auf das Pferd gebunden ist,« sagte die junge Frau und eilte in den Hof.

»Und ich koche Euch eine nahrhafte Suppe,« bemerkte

die Mutter, »dann geht zu Bette und schlaft meinetwegen bis morgen Früh.«

Die Mutter entfernte sich.

Zeininger sank auf das Bett. Er war nicht im Stande, den Säbel loszumachen, so sehr überfiel ihn der Schlaf.

Wir lassen ihn schlafen und erzählen den Lesern, was im Hause des Scharfrichters geschehen, nachdem Zeininger dort die zweitausend Ducaten gewaltsam geholt.

X.

Agnes sah bald klar genug, daß sie die Geliebte eines Missethäters sei.

Seine Aeußerungen fielen ihr schwer aufs Herz; sein wildes, freches Benehmen gaben ihr die Ueberzeugung, daß ihr Bräutigam ein Verbrechen begangen oder mindestens auf dem Wege sei, ein solches zu vollführen.

Ihr Großvater, welcher veranlaßt wurde, sein entsetzliches Amt nicht auszuüben, kam nach Hause.

Sie hörte ihn kommen. Schon das Geraffel der entsetzlichen Wagen, mehrerer zweirädriger Karren, mit hohen, durch ihre Magerkeit widrigen Rossen bespannt, überzeugten sie, daß der Scharfrichterzug heimkehre.

Dabei das unheimliche Geschrei der Freimannsknechte, dieser entarteten, gottlosen, jedes menschliche Gefühl verspottenden Bluthunde, die, weil sie verachtet und als unehrlich erschienen, ihren Stolz darein setzten, Jeden, der vor, während und nach einer Execution ihnen in die Nähe kam, zu verunglimpfen; das häßliche Gelächter derselben und die schmählichen Witze, die sie rissen, empörten Agnes auf das Heftigste.

Diese Lumpe kamen durch das Absagen der Hinrichtung um den sogenannten »Galgentrunk,« der ihnen nach jedem »Abthun eines armen Sünders« zu Theil warde und

hier wegfiel; man kann sich daher vorstellen, welche Wuth dieses schändliche Gesindel befiel.

»Wir müssen es heute wieder machen wie neulich,« sagte Michael, der Oberfreiknecht, »als der Schneider, welcher hätte gerichtet werden sollen, Pardon bekam; wir müssen Müßiggänger, die uns nachziehen, durch Stricke einfangen und keinen loslassen, der uns nicht ein Lösegeld gibt. Wir drohen, Jeden zu umarmen und die Weiber zu küssen, wenn sie nicht tüchtig blechen! — Gebt Acht, da steht ein Häuflein von gewiß sechzig Gaffern beisammen. Peter, faß' das eine Ende vom Seil' an, ich nehme das andere, und tanzen wir um das Volk herum und halten wir es in unsern Schlingen, bis sie zahlen und uns schadlos für den Galgentrunk halten, den wir heute einbüßen.«

Wie gesagt, so geschah es; die beiden Scheusale zogen ein Seil um eine Masse ehrbarer Leute und ließen das ausgespannte Seil nicht los, so sehr sich auch diese Leute darüber entsetzten.

»Was soll dies?« rief ein anständig gekleideter junger Mann den Unholden zu.

»Das soll Euch zwingen, uns Geld zu geben,« erwiederte der Erzlump Michael, »sonst wird Jeder von Euch von uns berührt und Ihr sollt dann so unehrlich sein, wie wir es in euren Augen sind. Und jedes Weib und jedes Mädchen unter Euch soll von uns umarmt werden, damit, wenn das Weib einen Mann besitzt, dieser sich scheiden läßt, und besitzt ein Mädel noch keinen Mann, damit dasselbe gewiß keinen bekommt.«

Agnes wollte sich im Gefühle ihrer Schuld, die sie durch die Uebertretung der Befehle ihres Großvaters auf

sich geladen, vor seinem strengen Blicke zurückziehen, als sie aber von ihrem Fenster das Treiben der Schandgesellen mit eigenen Augen sah, und als sie hörte, was vor ihrem Hause gesprochen wurde, da lief sie auf die Straße, eilte an den Menschenhaufen heran und rief:

»Wollt Ihr wohl das Seil sogleich loslassen und die geängstigten Leute befreien, oder ich rufe meinen Großvater und melde ihm, was Ihr für Schufte seid, besonders Du, geldgieriger Michael.«

Die Henkersknechte wichen scheu zurück.

»Ihr Elenden!« fuhr Agnes fort, »statt, daß Ihr Alles aufbieten sollt, den unglücklichen Stand eines Freimanns und seiner Leute so wenig als möglich verabscheuungswerth und nur als eine traurige Nothwendigkeit darzustellen, so erhöht Ihr noch seine abstoßende Aeußerlichkeit und thut Euch etwas darauf zu Gute, daß man Euch ehrlos nennt? Augenblicklich tretet hinein ins Haus und erwartet die strengste Züchtigung, die mein Großvater über eure Frechheit verhängen wird.«

Die Burschen zogen ganz zerknirscht ab und auch Agnes wollte fort, allein der laute Dank der versammelten Leute hielt sie noch einige Augenblicke zurück.

»Nehmt meine Erkenntlichkeit,« sprach ein Weib, das guter Hoffnung war. »Ich wäre vor Schrecken umgekommen, wenn ein solches Scheusal mich berührt hätte.«

»Ich bin Braut,« setzte ein Mädchen hinzu, »und würde von meinem künftigen Gatten verstoßen worden sein, hätte mich ein solcher Schandbube umarmt.«

»Und ich,« rief der junge Mann, der die Henkersknechte mit den Worten: »Was soll dies« angeredet

hatte, »soll morgen als Hausarzt bei dem bairischen Gesandten eintreten: die Frau des Gesandten ist eine Dame voller Vorurtheile; um meine Anstellung wäre es geschehen gewesen, wäre ich mit einem solchen Unhold in einen Conflict gekommen.«

»Uns trieb auch nicht Neugierde hierher,« sagte die Braut, die bereits gesprochen, »wir wollten uns nach der Kirche in die Roßau begeben, um dort uns einer Procession anzuschließen. Wir gingen hier nur zufällig vorüber.«

»Beten Sie für diese Verirrten!« erwiederte Agnes, »damit sie die heilige Gottes-Mutter erleuchte und auf einen bessern Weg führe!«

»Wie heißen Sie, schönes Kind,« fragte der Arzt, »und wie kommen Sie unter diese entsetzlichen Menschen?«

»Ich bin die Enkelin des Freimanns,« versetzte Agnes sichtbar erröthend, »und mein Großvater ist ein Mann, der tief betrauert, daß ihn sein Vater zu diesem verrufenen Stande erzog. Verachten Sie deshalb weder ihn noch mich!«

Mit diesen Worten eilte Agnes ins Haus.

Worte der herzlichsten Zuneigung folgten ihr.

»Wie bedauere ich das schöne, holde Mädchen!« rief die Frau, welche guter Hoffnung war, aus; ähnliche Acclamationen folgten auch von Andern, dann ordnete sich der Zug der zu einer Procession sich anschickenden Leute nach der Roßau. Es verschwanden alle Leute vor dem Hause des Freimanns, nur der junge Doctor blieb noch zurück.

»Was gäbe ich darum,« sprach er für sich, »wenn

dieser Engel von Schönheit und Herzensgüte einem andern Vater angehörte! Nie habe ich noch ein Geschöpf gesehen, das mich für den ersten Augenblick so angezogen hätte, wie dieses! — Es läßt mich gar nicht fort von diesem Hause. Ach mein Himmel, da erscheint sie wieder am Fenster! Sie bemerkt mich! Ich will sie grüßen.«

Er grüßte Agnes.

»Ach, sie dankt mir herzlich! — Aber was soll das Schnupftuch, mit dem sie sich die Augen trocknet. Mein Gott! Sie weint; weshalb weint sie? Ich will doch hinauf und sie fragen, weshalb sie weint. Dies kann sie mir nicht übel nehmen.«

Der Doctor, sein Name war Albert Oertler, wollte ins Haus, da kam ihm der Freimann entgegen, der gerade seinen Weg zum Oberlandrichter, wie ihm aufgetragen wurde, nehmen wollte.

»Zu wem wollen Sie, mein Herr?« fragte der Freimann.

»Zu wem? Hören Sie mich an. Ich bin kein falscher Mensch, kein Schwindler, kein Abenteurer, ich sage es gerade heraus, ich will zur *Enkelin des Freimanns*.«

»Der Freimann bin ich, was wollen Sie bei meiner Enkelin?«

»Ach, Herr,« erwiederte Albert, »ich sah sie am Fenster und bemerkte, daß sie weine, ich wollte sie fragen, weshalb Sie weine.«

»Kennen Sie denn meine Agnes?«

»Agnes heißt sie? o wie danke ich Ihnen, daß ich jetzt ihren Namen weiß!«

»Sie haben also nie mit ihr gesprochen?«

»O ja, vor wenigen Minuten.«

»Wo?«

»Vor Ihrem Hause,« und nun erzählte Albert Alles, was vorgegangen, und vergaß auch nicht hinzuzusetzen, was Agnes über den Stand ihres Großvaters sagte.

»Ich habe ein gutes Kind,« erwiederte der Freimann, »aber . . .«

»Was aber?« rief Albert, »Sie haben Etwas zu bemerken?«

»Es ist nicht gut, daß sie hübsch ist.«

»Weshalb?«

»Ich fürchte, sie zieht die Blicke der Männer zu sehr auf sich. Mich deucht, auch Sie schenken Ihre Aufmerksamkeit meinem Kinde, blos weil es hübsch ist!«

»Ja, Herr, weil Ihr Kind nicht nur hübsch, sondern schön, wahrhaft schön ist; und weil es in ganz Wien kein zweites Mädchen gibt, das bei einer so einnehmenden Gestalt auch durch ihre Innigkeit, Herzensgüte und ihren Verstand — denn Verstand, viel Verstand liegt in ihren Worten, — so für sich einzunehmen vermöchte. Wenn Sie mich hinauf lassen zu ihr, so will ich ihr dies selbst sagen, ja, noch weit mehr will ich ihr sagen.«

»Zu was würde das führen?«

»Gewiß zum Guten! — Ich würde dann Agnes näher kennen lernen, sie würde mich näher kennen lernen.«

»Und dann?«

»Ja, dann — dann — das weiß ich jetzt noch nicht, was dann geschehen würde. — Ich will Ihnen nur sagen, Herr, daß ich eine gute Anstellung habe; ich bin

nemlich Doctor der Medicin und Arzt im Hause des baierischen Gesandten. Ich habe jährlich sechshundert Gulden, darf auch noch Patienten außer dem Hause annehmen, besitze eine Mutter, welche mir einst viel Geld hinterläßt, aber dieses »Einst« möge Gott noch für hundert Jahre verschieben.«

»Ich muß Ihnen hierauf eben so ehrlich und offen antworten, daß meine Agnes bereits Braut ist.«

»Braut?«

»Ja, ja, Braut! — Hätten Sie also auch die redlichsten Absichten, die Hand meines Kindes ist schon vergeben.«

Diese Nachricht traf Albert wie ein Donnerschlag.

»Braut?« — erwiederte er, »dann ist es schlecht von mir, sie sprechen zu wollen; ich würde unrecht an ihr, an ihrem Bräutigam und an mir handeln. — Nehmen Sie es nicht übel, Herr, daß ich Ihnen so viel vorschwätzte! Sagen Sie Ihrer Agnes nichts hievon! — Daß ich sie besuchen wollte, sagen Sie ihr auch nicht! — Sie zu fragen, warum sie weinte, könnte sie mir als eine Zudringlichkeit auslegen. Nein, nein, mein Herr, sagen Sie ihr nichts und vergeben Sie mir!«

Albert grüßte den Alten und ging bewegt fort.

»Weshalb Agnes weint,« sagte der Freimann für sich, »weiß ich sehr gut. — Ihre Thränen gelten dem Bräutigam, der nichts von sich hören läßt. — Ich wünschte, der junge Mann, der Doctor, wäre ihr Bräutigam, seine Offenheit, Ehrlichkeit, Treuherzigkeit gefällt mir! — Wenn ich nicht dringend zum Oberlandrichter müßte, ich kehrte sogleich zu mei-

nem Kinde zurück, trocknete ihre Thränen und tröstete sie, daß, wenn auch ihr Geliebter treulos geworden oder gar gestorben ist, ich außer dem jungen Schweighofer noch einen dritten Verehrer gefunden, der so brav zu sein scheint, daß ich ihn selbst heiraten möchte, wenn ich ein Mädchen wäre.

»Das ist ein merkwürdiger Tag!« fuhr der Freimann im Weiterschreiten nach dem Amtshause fort. »Ein guter, ein gesegneter Tag! Der entflohene Verbrecher hat mir eine traurige Pflicht erspart, wofür ich dem Allmächtigen innig danke; möge dem Sünder seine Strafe durch eine andere Hand zu Theil werden. Der heutige Tag hat mir ferner einen Blick in das Herz meines Kindes werfen lassen, eines Kindes, das Gott mir gesendet, um mich für meinen schweren Beruf zu entschädigen!

»Es soll jetzt auch der Oberlandrichter erfahren, daß ich mein Amt niederlege. Mein Kind wird versorgt sein auf die eine oder die andere Art. Allmälig schwindet in den Herzen der jungen Welt das Vorurtheil gegen meinen Beruf. Agnes wird heiraten und ich werde meine spätern Tage bei ihr in Ruhe zubringen, ohne ihr zur Last zu fallen. Nach meinem Tode wird sie durch meinen Reichthum glücklich werden. Aber daß ich reich bin, sage ich ihr erst, wenn sie verheiratet ist, erst, wenn sie einen Mann gefunden hat, der sie ihrer guten Eigenschaften, nicht ihres Geldes wegen genommen.«

So sprechend, stieß der Freimann gerade, als er in das Amthaus treten wollte, auf den Stadtwachtmeister, den der Leser als Anführer der Patrouille im Bierhaus zum guten Hirten auf der Fischerstiege kennen lernte.

»Gott sei Dank,« rief der Wachtmeister, »daß Sie kommen; soeben sendet mich der Oberlandrichter mit dem Auftrage nach Ihnen, Sie möchten doch endlich bei ihm erscheinen.«

»Es wird doch nicht brennen,« erwiederte der Angeredete, »der Delinquent ist ja entflohen.«

»Ja, entflohen, aber wir haben schon wieder einen Andern, und hätten diesen gar so gerne gerädert, obgleich er nicht der Rechte ist, blos um die Bevölkerung der Stadt Wien nicht um ein interessantes Schauspiel zu bringen. Doch dieser Kerl hat gar keine Rücksicht für die fünfzig Tausend, welche sehnsüchtig auf seinen Tod warten; er hat so lange geschrien, gewüthet, geweint, geflennt, bis der Oberlandrichter selbst zu ihm gekommen ist und sich überzeugt hat, daß er nicht der verurtheilte und flüchtig gewordene Zeininger ist.«

»Das hätten ja der Rath Schweighofer und sein Actuar bestätigen können.«

»Diese Beiden sitzen selbst fest; das ist eine wilde Geschichte, aber eine noch wildere, die wildeste, die der Oberlandrichter, das ganze Landgericht, das Amthaus, die Stadt Wien und ich erlebt haben, ist in Ihrem Hause, Herr Scharfrichter, vorgegangen. Ihre Enkelin wird wahrscheinlich eingezogen werden und Sie selbst werden sie, wenn sie nicht gesteht, auf die Folter spannen müssen, denn sie ist mit dem Raubmörder Zeininger einverstanden, ja noch mehr, sie ist seine Geliebte und hat ihm zur Flucht verholfen. Ist Ihnen diese Geschichte wild genug? Herr Scharfrichter, ich bitte zu antworten.«

»Ich glaube, Er ist schon wieder betrunken!« versetzte der Freimann.

»Gott bewahre! Klar nüchtern! Spazieren Sie nur hinauf zum Herrn Oberlandrichter; suchen Sie aber sogleich den festen eichenen Rathstisch zu gewinnen, an dem sie sich festhalten können, damit Sie nicht umfallen, wenn Sie die wildeste aller wilden Geschichten erfahren.«

»Ein Tollhäusler ist vernünftiger als dieser Trunkenbold!« dachte der Freimann als er vor der Thüre des Oberlandrichters stand und dort bescheiden anklopfte.

»Nur herein!« donnerte der Amtsvorstand.

Der Freimann trat ein.

»Sie haben Ihre Stelle niederzulegen und das betreffende Gesuch an mich sogleich zu schreiben.«

»Mit Vergnügen!« versetzte der Freimann.

»Sie haben sich lange Zeit gelassen, bis Sie auf meinen Befehl hieher gekommen.«

»Mein Gott, ich kam vom Hochgerichte kaum nach Hause, so kleidete ich mich um und ging hieher.«

»Welche Instructionen haben Sie Ihrer Enkelin gegeben?«

»Heute?«

»Ja heute!«

»Ich sah sie nicht.«

»Belügen Sie mich nicht! — Sie sind ein alter Mann, wollen wahrscheinlich so sterben wie Sie lebten, ehrlich, rechtschaffen, christlich.«

»Das hoffe ich.«

»Was hörten Sie von Ihrer Enkelin?«

»Mein Himmel, nichts Unrechtes! Als ich mein Haus verließ, sagte mir ein Fremder auf der Straße, daß

er meine Enkelin am Fenster und dieselbe weinen gesehen habe.«

»Weshalb weinte Ihre Enkelin?«

»Vermuthlich weil sie Braut ist und seit einem halben Jahre von ihrem Bräutigam nichts gehört hat.«

»Wer ist ihr Bräutigam?«

»Ein reicher Mann, der sich ein Bräuhaus kauft. — Sein Name ist ...«

»Sein Name ist Zeininger, derselbe, der als Raubmörder dem Hochgerichte entflohen, dann auf seiner Flucht in die Kleider des Rathes Schweighofer sich gesteckt hat, heute Nachts bei Ihrer Enkelin gewesen, dort einen andern Gauner in einer Husarenlivrée gefunden, diesen bewogen hat, die Kleider mit ihm zu wechseln und nun in der Husarentracht abermals echappirt ist.«

»Das sind doch wohl nur Märchen, Herr Oberlandrichter?«

»Keine Märchen!« fuhr der Oberlandrichter barsch auf. »Und Ihre Enkelin muß Ihnen hievon erzählt haben. Sie verkaufte ja den Strick eines Gehängten an den einen Gauner und gab dem andern, dem Geliebten, das Hemd desselben am Galgen Gestorbenen, weil der Strick unsichtbar mache und das Hemd gegen jede Gefahr schütze!«

»Meine Enkelin?«

Der Freimann lachte.

»Alle Hochachtung für Sie, Herr Oberlandrichter,« sagte er, »aber Sie sind heute besonders gut gelaunt, weil Sie mir nur Märchen erzählen!«

»Sei Er nicht unverschämt!« tobte jetzt der Oberlandrichter.

Der Oberlandrichter titulirte den Freimann mit allem Nachdrucke »Er,« um ihm seine volle Verachtung zu bezeigen.

»Bisher,« fuhr der Amtsvorstand fort, »habe ich Ihn mit aller Schonung behandelt; Er ist mir durch mehr als vierzig Jahre als ein rechtlicher Mann bekannt; aber nun merke ich, daß Er es mit der Dirne hält, welche die...«

»Dirne?« knirschte der Freimann.

»Ja, Dirne, mit der Dirne, hab' ich gesagt, mit der Dirne, die es mit einem Räuber und Mörder hält und welche die ganze Strenge der Gesetze empfinden soll.«

»Darf ich nicht fragen,« erwiederte der Freimann mit unterdrückter Wuth, »welche Beweise in Ihren Händen sind, um mein braves, ehrliches, frommes Kind auf diese Art anklagen zu dürfen?«

»Erhebungen.«

»Welche Erhebungen?«

»Die Aussagen des Mannes, der in den Kleidern des Rathes Schweighofer ergriffen wurde.«

»Ein Gauner klagt die Tugend und Unschuld an und der findet Glauben!«

»Sei Er nicht vorlaut! Sonst...«

»Oho! Herr Oberlandrichter, ich bin nicht der Mann, der eine Drohung fürchtet. — Sie können mich und mein Kind einsperren lassen, Sie haben die Macht dazu, auch den Herrn Rath Schweighofer können Sie wieder in Gnaden aufnehmen, weil der am Grausamsten die Folter anwendet, den Rath Schweighofer, der auch Unschuldige zum

Tode verurtheilt, — aber Alles dies sind für mich keine Gründe, mich und meine Agnes moralisch demüthigen zu dürfen. Und wenn es auf der Stelle meinen Kopf gilt, so sage ich Ihnen, man hat Ihnen Märchen erzählt, und auf Märchen hin laß ich mein Kind nicht verunglimpfen, von Niemand verunglimpfen, Herr Oberlandrichter, und wenn er noch zehnmal mehr wäre als Sie, Herr Oberlandrichter.«

»Nun denn, stolzer Greis, wir wollen sogleich sehen, wie weit seine Verblendung noch geht!«

Der Oberlandrichter zog an der Glocke.

Ein Amtsknecht erschien.

»Ist die Enkelin des Freimanns schon verhaftet?«

»Sie befindet sich im Vorzimmer. Der Herr Landrath Hürer hat bereits ein kurzes Verhör aufgenommen.«

»Man bringe mir das Protocoll.«

Der Amtsknecht überbrachte die Acten.

Der Oberlandrichter warf einen Blick darauf.

»Da steht ja schon das Geständniß,« sagte er. »Nun wollen wir gleich selbst hören, was das brave, fromme, ehrliche Kind noch vorzubringen hat! — Laßt das Mädchen eintreten!«

Die Thüre wurde aufgemacht.

Agnes wankte herein.

Als sie ihren Großvater erblickte, warf sie sich vor ihm auf die Knie.

»Ich habe deine Befehle übertreten, guter Großvater,« rief sie unter Thränen, »aber ich habe nicht...«

Lautes Schluchzen unterbrach ihre Worte.

»Nur eine Frage beantworte mir!« sagte der Freimann.

»Er hat hier nichts zu fragen,« donnerte der Oberlandrichter.

»Doch! Weshalb hätten Sie denn mein Kind hiehergerufen, als mich von ihrer Schuld zu überzeugen.«

»Frage Er! Diesen Act von Mitleid will ich noch üben!«

»Beantworte mir: War der entsprungene Mörder wirklich dein Bräutigam?«

»Er war es, aber ich wußte es nicht, daß er und Zeininger eine und dieselbe Person sind.«

»Victoria! Nun mein Kind, laß Dich ruhig ins Gefängniß führen! Es soll Dir kein Haar gekrümmt werden, dafür steh' ich!«

»Ei!« sagte der Oberlandrichter.

Er winkte den Schergen.

Agnes wurde fortgeführt.

»Was geschieht mit mir?« fragte der Freimann.

»Er schreibt dort sein Gesuch um Enthebung von seinem Posten.«

»Augenblicklich.«

Der Freimann schrieb und als er die Supplik geendet, überreichte er sie dem Oberlandrichter.

»Er verdankt seiner vierzigjährigen untadelhaften Aufführung, daß Er seine Freiheit behält, auch lasse ich es Ihm nicht entgelten, was er in seiner Aufregung, in seinem Vaterschmerz, in seiner Kränkung über — das entsetzliche Verbrechen seiner Enkelin fast besinnungslos geredet. — Wenn er aber Miene macht, die Stadt zu verlassen, so setze ich Ihn bei Wasser und Brod hin.«

»Sorgen Sie nicht, Herr Oberlandrichter. Ich bleibe

in Wien. Ich werde mich sogar an einem Orte aufhalten, wo sie mich morgen schon treffen können. Ich werde im Controlorgang zu finden sein!«

Der Freimann verneigte sich und ging.

»Das wußte ich! Alles droht mit dem Kaiser! Also auch Du drohst mit ihm? Dies wird jedoch den Gang der Untersuchung nicht aufheben und diese wird strenge sein! In den Augen der Bevölkerung muß ich die Ehre der Behörde wieder herstellen, welche durch einige Individuen, durch die Flucht des Verurtheilten und durch die Enkelin des Freimanns so schwer compromittirt wurde.«

Ein Gerichtscommissär trat ein.

»So eben,« meldete der Commissär, »ist wieder ein abscheuliches Verbrechen angezeigt worden. — In Erdberg, im Schlosse, in der Nähe des Rüdenhauses, ist gestern Nachts gegen Morgen ein Einbruch in der Cassa des Amtsverwalters verübt worden. Das Gold, sechstausend Ducaten in drei Beuteln, ist geraubt. — Der Amtsverwalter gibt an, daß seine Köchin die einzige Person im Hause sei, welche von dem Vorhandensein dieser Summe Kenntniß erlangt hatte. Sie hat die Kanzlei in dem Augenblicke betreten, in welchem die Ducaten abgewogen und in drei großen Beuteln verwahrt wurden. — Diese Magd ist verhaftet und sagte aus, daß ein in ungarischer Kleidung erschienener Mann, der zu Pferde angekommen, den Einbruch vollbracht habe. — Nach der Beschreibung ist dies Zeininger.«

»Hölle und Teufel!« rief der Oberlandrichter und stampfte mit dem Fuße. »Was wird dieses Ungeheuer noch verüben, bis es neuerdings ergriffen wird! — Hat man

noch keine Spur, wohin sich Zeininger begeben? Erhöhen Sie den Preis, der auf seinen Kopf steht, von hundert Ducaten auf zweihundert, ja auf vierhundert Ducaten; aus meiner Casse lege ich zweihundert Ducaten zu. — Ich höre, Se. Majestät sind höchst aufgebracht über die Handhabung der Criminaljustiz in Wien.«

Ein Secretär trat ein.

»Der Herr Regierungsrath von Sonnenfels im Auftrage Ihrer Majestät der Kaiserin.«

Der Oberlandrichter ging ihm entgegen.

Der Regierungsrath von Sonnenfels trat ein.

Sonnenfels bekannt, daß er gegen die häßlichen Mißbräuche seiner Zeit in seinen Schriften heftig auftrete, außerdem die Aufmerksamkeit der großen Kaiserin Maria Theresia und ihres erhabenen Sohnes, des weisen Kaisers Joseph, auf sich gelenkt hatte, auch sehr oft die Auszeichnung genoß, vor den beiden Majestäten erscheinen und seine schriftlichen Vorstellungen mündlich erörtern zu dürfen, war bei den alten Beamten jener Epoche keine angenehme Erscheinung; aber da sie seinen Einfluß kannten und f ü r c h t e t e n, so ließen sie ihren Widerwillen gegen ihn nicht merken, im Gegentheile, sie überhäuften ihn mit Lobeserhebungen ins Gesicht; lästerten ihn aber desto mehr in ihren Cirkeln und suchten allen seinen Vorschlägen bei Hofe entgegen zu arbeiten.

Der Oberlandrichter war gerade keiner von den hinterlistigen jener in ihren Ansichten und auf den üblichen Schlendrian beharrenden Amtsvorstehern; er war nicht fähig den abscheulichen Intriguen, die damals häufig vorkamen, die Hand zu bieten, aber er grollte dem Neuerer und betrachtete ihn als seinen gefährlichsten Feind, der mit

nichts Anderem umgehe, als ihn nächstens über den Haufen zu werfen, oder wenigstens seine Existenz gewaltsam zu erschüttern.

»Ich komme,« sagte Sonnenfels, »von Ihrer Majestät der Kaiserin gesendet. Die allergnädigste Landesmutter will durch mich aus Ihrem Munde erfahren, was an den ärgerlichen Gerüchten eigentlich sei, welche der Kaiserin von so vielen Seiten zu Ohren kommen. In Wien herrscht eine große Bestürzung. Zum Tode verurtheilte Mörder entfliehen wenig Stunden vor der Hinrichtung; — derselbe Verbrecher, welcher entflohen, verübt noch schnell vor seiner gänzlichen Flucht einen frevelhaften Einbruch; — des Scharfrichters Enkelin ist die Braut des Missethäters und ist noch behilflich zur Flucht.«

Der Oberlandrichter vermochte sein Erstaunen nicht zu bemeistern.

»Wie!« rief er aus, »Ihre kaiserliche Majestät wissen alle diese Vorfälle schon und ohne meine unterthänigste Anzeige hievon erhalten zu haben? Ich muß gestehen, Herr Regierungsrath, daß die Polizei, die Ihnen zu Gebote steht, fast schneller ist als die meinige.«

»Mir steht keine Polizei zu Gebote,« antwortete Sonnenfels. »Was ich Ihnen hier mittheile, habe ich von Ihrer Majestät selbst erfahren. Von wem die allerhöchste Frau diese Nachrichten erhalten, weiß ich nicht. Es kommt mir auch nicht zu, Ihre Majestät um ihre Quellen zu befragen; — es handelt sich nur allein darum: sind die Angaben, die ich Ihnen soeben mittheilte, wahr oder falsch? Ihre Majestät will hievon genau unterrichtet werden.«

»Es ist leider Alles wahr!« versetzte der Oberland-

richter; »es haben sich so viele unglückliche Ereignisse in wenigen Stunden zugetragen, daß ich darüber äußerst betreten bin ... aber ...«

»Sie haben die strengsten Maßregeln getroffen, daß Aehnliches nicht mehr geschehen könne, daß sich kein Verbrecher der Strafe zu entziehen vermöge? Sie haben auch die besten Einleitungen getroffen, daß der Räuber Zeininger nicht die österreichische Grenze zu überschreiten vermöge und nicht neues Unheil von ihm zu fürchten sei?«

»Gewiß, Herr Regierungsrath. Ich bitte dieses Ihrer Majestät zu melden, so wie auch, daß die Mitschuldigen an der Flucht des Mörders ihrem verdienten Schicksale nicht entgehen werden.«

»Was ist es mit dem Rathe Schweighofer?«

»Ich habe ihn und seinen Actuar verhaften lassen. — Ich habe auch seinen Sohn einer strengen Untersuchung unterworfen, aber er hat sich vollkommen von jedem Verdachte, als hätte er zu dem Entkommen Zeiningers beigetragen, gereinigt, und so wurde er nicht weiter einer Untersuchung unterzogen.«

»Ich werde hievon Ihre Majestät genau unterrichten und Allerhöchstdieselbe zu beruhigen suchen. Die Kaiserin ist wahrhaft besorgt. Sie fürchtet nicht nur, daß der Flüchtling fort und fort bis zu seiner Ergreifung Verbrechen verübe, sondern daß auch die Gefängnisse im Amtshause überhaupt nicht am Besten verwahrt sein dürften.«

»Doppelte Wachen habe ich aufstellen lassen. Wir haben ja noch einen Missethäter, der für den Nachrichter reif ist. — Er soll unverzüglich den Tod finden. Ich kenne die Wiener; sehen sie ein anderes Opfer fallen, so vergessen sie das erste bald.«

»Und was ist das für ein anderes Opfer? — Auch ein Mörder?«

»Nein, es ist ein verschmitzter Dieb, der berüchtigte Fleischhauerknecht Benedict Lachner. Er wird nächsten Montag öffentlich ausgesetzt und da er schon jetzt erklärt hat, daß er keinen Geistlichen sehen und sich nicht bekehren wolle, so habe ich, ohne ihm hievon etwas mitzutheilen, verfügt, daß wenn er nicht bereuen und Gott und die Menschen seiner schweren Vergehen wegen um Verzeihung bitten sollte, daß er noch drei Tage auf »den Tod« sitze, ja selbst neun Tage in der Aussetzstube zu verbleiben habe, keine Stunde wissend, wenn er dem Freimann verfallen. Dies wird den Wienern gewiß lieb sein, da sie fast nichts mit größerer Begierde betrachten, als einen Verurtheilten.«

(So war es auch. Benedict Lachner wurde zum Tode verurtheilt und ihm sein Urtheil am 29. März 1772 öffentlich kundgemacht. Er befand sich am 29., 30. und 31. März im sogenannten »Aussetzzimmer,« wies aber hartnäckig jeden religiösen Beistand zurück, so daß Lachner, wie Schlager in seinen Skizzen, neue Folge, 2. Band, Seite 144, berichtet, noch drei Tage, also im Ganzen sechs Tage ausgesetzt blieb. Erst am letzten Tage nahm er die Priester an, »machte Reue und Leid,« betete, beichtete und communicirte, ging reumüthig zum Tode und fand diesen durch den Strang am 4. April 1772 auf dem Rabensteine in der Roßau. — Was sich bei und nach seiner Hinrichtung Merkwürdiges ergeben, wird dieser Roman mit historischer Treue zur Charakterisirung jener Zeit mittheilen.)

Als Sonnenfels aus des Oberlandrichters eigenem Munde erfuhr, daß er den Verbrecher so lange im »Armen-

Sünderstübchen« halten, daher die Todesangst fort und fort verlängern wolle, bis sich der Verbrecher bekehre, schwieg der Regierungsrath, nahm sich aber vor, zur gehörigen Zeit darüber zu sprechen.

Nun lenkte Sonnenfels sein Gespräch auf die Tortur. Er forderte den Oberlandrichter auf, da er, Sonnenfels, unablässig daran arbeitete, dieser grausamen Procedur ein Ende zu machen, daß der Amtschef, wenn Ihre Majestät die Kaiserin von ihm, dem Oberrichter des peinlichen Gerichtes, ein Gutachten abverlangen sollten, ebenfalls auf Abschaffung der Tortur antragen und im Namen der Menschlichkeit ein anderes Verfahren möchte eingeführt wissen.

Hierüber fuhr der Oberlandrichter heftig auf.

»Nein,« rief er, »zu dieser Neuerung werde ich nie meine Zustimmung geben. Ich werde genau darüber wachen, daß die Tortur nie willkürlich ausgeübt werden dürfe, daß sie nur in solchen Fällen anzuwenden sei, in welchen der Beweis eines Verbrechens bereits hergestellt und nur noch das Geständniß und die genaue Angabe von wichtigen Umständen nöthig ist, aber aufheben, ganz aufheben, darf man die Tortur nie, das hieße die Verstocktheit und Verruchtheit ermuntern und in hundert Fällen das richtige Ausmaß der Strafe verhindern.«

»Das hieße,« fiel Sonnenfels dem Oberlandrichter ins Wort, »noch mehr Unschuldige auf's Schaffot bringen noch mehr Grausamkeiten ausüben, als der grausamste Mörder ersinnen könnte; das hieße doppelt, ja hundertfach strafen; zuerst durch die Martern der Folter und dann durch den Tod am Schaffot selbst! — Ist Ihnen denn das Bei-

spiel, das andere Regierungen uns geben, kein Fingerzeig, auch bei uns der Humanität Eingang zu gönnen? Preußen hat schon im Jahre 1754 die Tortur abgeschafft, Baden 1767, Mecklenburg 1769, Dänemark 1770, Schweden und Sachsen 1772, und Oesterreich soll noch länger ein solches barbarisches Gesetz besitzen? — Nein, Herr Oberlandrichter, solchem Frevel können Sie nicht länger das Wort führen!«

»Es ist kein Frevel! Die Tortur muß sein! — Und lassen Sie sich nur nicht einfallen, Herr Regierungsrath, mich in dieser Angelegenheit noch in irgend einer andern bei Ihren Reformen als Ihren Allirten zu betrachten; im Gegentheile, ich werde sowohl Ihrer Majestät der Kaiserin Maria Theresia, deren peinliche Halsgerichtsordnung die Tortur in allen Graden bestimmt hat, auseinandersetzen, wie weise Ihr Gesetz gegeben und wie überhaupt das Strafverfahren und namentlich das Gefängnißwesen zu keiner Zeit besser bestanden als jetzt.«

»Das Gefängnißwesen? Was verstehen Sie darunter?«

»Das ganze Verfahren gegen die Gefangenen, von ihrer ersten Verhaftung bis zu ihrer Verurtheilung, ihre Behandlung im Kerker, ihre Verpflegung und Bewachung.«

»Ihre Bewachung?«

In diesem Augenblicke trat der Amtsknecht herein.

»Herr Oberlandrichter,« meldete er, »es ist ein neues Unglück geschehen. Die Enkelin des Freimanns ist aus ihrem Gefängniß verschwunden; es ist als ob sie der Erdboden verschlungen hätte. Nirgends eine Spur!«

Sonnenfels betrachtete den Oberlandrichter, der wie eine Salzsäule da stand.

»Wenn Ihnen alle Verbrecher entwischen, dann behalten Sie nur die Tortur! Sie werden keine Gelegenheit haben, sie auszuüben!«

Sonnenfels entfernte sich.

Der Oberlandrichter blieb sprachlos.

XI.

Wir überspringen einen Zeitraum von acht Tagen.

Wien war in großer Bewegung.

Seit undenklichen Zeiten war den Wienern nichts so sehr ans Herz gewachsen als eine Hinrichtung.

Es ist wohl noch ein großes Drängen in der österreichischen Hauptstadt, wenn ein Missethäter zum Tode geführt wird, aber wie in den Jahren 1750 bis 1786 gewiß nicht. Es gehörte damals völlig zum guten Tone, einer Execution beizuwohnen.

In dem Lustspiele »die schöne Wienerin,« das im Jahre 1772 auf dem Hoftheater nächst der Burg aufgeführt wurde, versichert ein Graf, daß er bis zum Richtplatze geritten und daß ihm dort eine junge Dame sein Herz gestohlen; eine Dame, die sich am Hochgerichte aufgehalten und dem Hängen zugesehen! Am Schlusse des Lustspieles heiratet der junge Graf diese Dame. Heutzutage würde es einen Bürgerlichen anekeln, bei einer Execution eine Liebschaft anzufangen.

Also Wien war in großer Bewegung.

Der Fleischhauerknecht Benedict Lachner, von welchem der Oberlandrichter dem Regierungsrathe Sonnenfels (im letzten Capitel unsers Romans) erzählte, daß Lachner wegen eines besonders qualificirten Diebstahls am Galgen enden müsse, ward zum Hochgericht ausgeführt. Wirklich hatte sich der Verbrecher die ersten drei Tage seines »Aussetzens« nicht bekehrt, und das weise Gericht condemnirte ihn also zu noch drei Tagen »Todesangst;« am letzten, am sechsten Tage erst, that der Sünder Buße.

Die ersten drei Tage brachte Lachner, wie Schlager aus der »Chronik« berichtet, in wilder Verzweiflung zu. Am vierten fluchte er, am fünften weinte er, am sechsten begann er die Bekehrung. Man kann sich also wohl vorstellen, was dieser Missethäter den Leuten zu reden gab. Alles wollte ihn im »Aussetzstübel« sehen. Der Zudrang zu dem Amthause war so ungeheuer, daß der wachhabenden Mannschaft der Stadtguarde Arme und Beine entzwei gedrückt wurden; der Laufer des Grafen Althan, der das Unglück hatte, im Gewühle auf die Erde zu stürzen, wurde todt getreten, und auf dem Hohenmarkte genasen drei Frauen dreier gesunder Kinder mitten im furchtbarsten Gedränge! Die Frauen voll guter Hoffnung wagten sich aus schmählicher Neugierde in die größte Gefahr. Zum Glücke geschah dies in der Gegend des Fischhofes und der Wildwecker- jetzt Wipplingerstraße; es konnte diesen Frauen beigestanden, sie konnten aus dem Menschenhaufen herausgeholt werden, sonst wären sie sammt den neugebornen Kindern jämmerlich umgekommen.

Als Lachner auf dem Rabensteine stand, schreibt Schlager in seinen »Skizzen« Seite 145, bat er das in

mehr als Hunderttausenden herbeigeströmte Volk: »seinem Leichenbegängnisse beizuwohnen!«

Er ersuchte das Volk, seine offene Beichte am Richtplatze mit anzuhören, hielt unter dem Galgen eine Bußrede und gab dann unter dem Gesange:

»O wie schön steht mir der Himmel offen,
Da meine Seel' trachtet hinein,
Weil ich heut' muß ein Kind des Todes sein!«

seinen Geist auf.

Schlager meldet ferner:

»Der Zudrang der Neugierigen war bei dieser Execution, zu welcher die Mutter des Delinquenten einen wunderschön verzierten, mit einem kostspieligen, sogenannten Ueberthan versehenen Sarg spendete, so groß, daß einige hundert Mann hierzu commandirter Reiter von einem kaiserlichen Cavallerieregimente nicht im Stande waren, die Ordnung herzustellen.«

Als der arme Sünder durch die Freiknechte vom Galgen abgenommen und in den prachtvollen Sarg gelegt wurde, setzte sich der Leichenzug in Bewegung. — Die sogenannte Armensünderbruderschaft in schwarze Kutten gehüllt, mit schwarzen Capuzen, welche das ganze Antlitz verhüllten und in welche »Augenlöcher« geschnitten waren, damit der Sündenbruder« nicht genöthigt war, wie ein Blinder zu wandeln, rangirte das Leichenbegängniß.

Dreihundertachtundvierzig auf solche Art Vermummter eröffneten die Procession.

Hierauf kam der Sarg von sechzehn »Sündenbrüdern« umgeben, die abwechselnd je acht den Missethäter trugen.

Der Fleischhauerknecht Benedict Lachner, von welchem der Oberlandrichter dem Regierungsrathe Sonnenfels (im letzten Capitel unsers Romans) erzählte, daß Lachner wegen eines besonders qualificirten Diebstahls am Galgen enden müsse, ward zum Hochgericht ausgeführt. Wirklich hatte sich der Verbrecher die ersten drei Tage seines »Aussetzens« nicht bekehrt, und das weise Gericht condemnirte ihn also zu noch drei Tagen »Todesangst;« am letzten, am sechsten Tage erst, that der Sünder Buße.

Die ersten drei Tage brachte Lachner, wie Schlager aus der »Chronik« berichtet, in wilder Verzweiflung zu. Am vierten fluchte er, am fünften weinte er, am sechsten begann er die Bekehrung. Man kann sich also wohl vorstellen, was dieser Missethäter den Leuten zu reden gab. Alles wollte ihn im »Aussetzstübel« sehen. Der Zudrang zu dem Amthause war so ungeheuer, daß der wachhabenden Mannschaft der Stadtguarde Arme und Beine entzwei gedrückt wurden; der Laufer des Grafen Althan, der das Unglück hatte, im Gewühle auf die Erde zu stürzen, wurde todt getreten, und auf dem Hohenmarkte genasen drei Frauen dreier gesunder Kinder mitten im furchtbarsten Gedränge! Die Frauen voll guter Hoffnung wagten sich aus schmählicher Neugierde in die größte Gefahr. Zum Glücke geschah dies in der Gegend des Fischhofes und der Wildwecker- jetzt Wipplingerstraße; es konnte diesen Frauen beigestanden, sie konnten aus dem Menschenhaufen herausgeholt werden, sonst wären sie sammt den neugebornen Kindern jämmerlich umgekommen.

Als Lachner auf dem Rabensteine stand, schreibt Schlager in seinen »Skizzen« Seite 145, bat er das in

mehr als Hunderttausenden herbeigeströmte Volk: „seinem Leichenbegängnisse beizuwohnen!“

Er ersuchte das Volk, seine offene Beichte am Richtplatze mit anzuhören, hielt unter dem Galgen eine Bußrede und gab dann unter dem Gesange:

„O wie schön steht mir der Himmel offen,
Da meine Seel' trachtet hinein,
Weil ich heut' muß ein Kind des Todes sein!“

seinen Geist auf.

Schlager meldet ferner:

„Der Zudrang der Neugierigen war bei dieser Execution, zu welcher die Mutter des Delinquenten einen wunderschön verzierten, mit einem kostspieligen, sogenannten Ueberthan versehenen Sarg spendete, so groß, daß einige hundert Mann hierzu commandirter Reiter von einem kaiserlichen Cavallerieregimente nicht im Stande waren, die Ordnung herzustellen.“

Als der arme Sünder durch die Freiknechte vom Galgen abgenommen und in den prachtvollen Sarg gelegt wurde, setzte sich der Leichenzug in Bewegung. — Die sogenannte Armensünderbruderschaft in schwarze Kutten gehüllt, mit schwarzen Capuzen, welche das ganze Antlitz verhüllten und in welche „Augenlöcher“ geschnitten waren, damit der Sündenbruder“ nicht genöthigt war, wie ein Blinder zu wandeln, rangirte das Leichenbegängniß.

Dreihundertachtundvierzig auf solche Art Vermummter eröffneten die Procession.

Hierauf kam der Sarg von sechzehn „Sündenbrüdern“ umgeben, die abwechselnd je acht den Missethäter trugen.

Nach dem Sarge kamen zwei Augustinermönche, welche allein das Befugniß hatten, im Namen der gesammten Armensünderbruderschaft bei Hinrichtungen zu erscheinen.

An die geistlichen Herren schloß sich das Volk. An der Spitze erschien die Mutter des Missethäters, welche mit allen Ehren behandelt wurde und in die tiefste Trauer gekleidet, einherschritt.

Nun kam Alt und Jung. Zuerst die Männer, dann die Frauen, die Mädchen, ja sogar Kinder schlossen sich dem Zuge an.

Bei dem Leichenbegängnisse des »gehängten Fleischerknechtes« dauerte der Zug länger als anderthalb Stunden bis er sein Ende erreichte.

Er ging von der Richtstätte in der Roßau über die Fahrstraße den Vorstädten Alservorstadt, Josephstadt, Platzl, Laimgrube, Wieden entlang, bis zur Carlskirche, in deren Nähe sich der sogenannte Armesünder-Gottesacker befand.

Kein Wagen, kein Reiter, kein Fußgeher durfte den Zug unterbrechen; Alles mußte mit entblößtem Haupte auf der Straße verweilen und demüthig dem Leichenbegängnisse zusehen.

Da fügte es sich, daß auch der Kaiser Joseph in einem zweispännigen offenen Wagen von der Favorita kommend, diesem merkwürdigen Leichenbegängnisse begegnete.

Der Kaiser ließ anhalten.

Er sah gegen eine Stunde dem sonderbaren Geleite zu.

Endlich fragte der Monarch.

»Wer wird denn hier begraben?«

»Ew. Majestät,« hieß es, »der arme Sünder, der

heute am Galgen seine schweren Verbrechen verbüßt hat, wird zur Erde bestattet.«

»Ist es möglich!« rief der Kaiser, »einem Diebe, der gehängt wurde, erweist man solche Ehren!«

Augenblicklich befahl der Kaiser seinem Kutscher durch eine andere Straße nach der Burg zu fahren; dort angekommen, konnte sich der Monarch nicht beruhigen.

»Ich werde dem Unfuge ein Ende machen!« rief der Kaiser.

Auf der Stelle befahl er die sogenannte Armensünderbruderschaft aufzuheben. Ich will die Namen dieser Heuchler wissen, welche das Leichenbegängniß anordneten. — Nennen diese Menschen Diebe und Mörder Brüder und feiern sie ihren Austritt aus dieser Welt mit solcher Ostentation, so sollen sie es für sich thun, aber nicht ganz Wien dazu einladen und solchen Scandal veranlassen.

Alle Bruderschaften mit Ausnahme der, der Liebe des Nächsten, sie mochten mit denen in Rom in Verbindung stehen oder nicht, wurden aufgelöst.

Seitdem haben sich mehrere Leichenvereine in den Vorstädten Wiens gebildet, welche aber auf die Leichen der Hingerichteten keinen Einfluß nehmen, nachdem schon nach dem Codex Josephs II., Artikel XXII., des Verbrechers Körper, sobald er durch zwölf Stunden zum abschreckenden Beispiele hängen geblieben, neben dem Richtplatze einzuscharren war.

* * *

Der Wirth und die Gäste »zum guten Hirten« auf der Fischerstiege, von welchen, zu ihrer Ehre sei es gesagt, kein Einziger der Armensünderbruderschaft angehörte, standen dem Wagen ganz nahe, in welchem Kaiser Joseph sich befand.

Man wollte wissen, daß der Student es gewesen, der nachmalige Secretär Sonnenfels', welcher auf die Frage des Kaisers:

»Wer wird denn hier begraben?« antwortete.

Die Gäste aus dem Bierhause zum »guten Hirten« bemerkten den Unwillen des Monarchen. Sein schönes Auge flammte, seine Wangen rötheten sich, und seine Stimme war dumpf, und verrieth den gerechten Zorn.

Als der Kaiser vorüberfuhr, verneigten sich alle Umstehenden ehrerbietig.

»Gehen wir,« sagte der dicke Fischkäufler, »wir haben jetzt mehr gesehen und gehört, als die Hunderttausende, welche den Kaiser offenbar in den höchsten Unwillen versetzten. Ich danke Gott, daß ich mich an dieser Narrenbruderschaft nicht betheiligte, diese Dummköpfe werden es jetzt »kriegen!«

Der Wirth führte seine Gäste durch das Stubenthor, den nicht mit Gaffern, Heuchlern und anderm Gesindel besetzten Weg.

Der Wirth bezeichnete die sechs Tage, an welchen der Fleischhauer auf den Tod saß, zu den glücklichsten; ununterbrochen war sein Bierhaus mit Gästen angefüllt, und noch für sechs Tage war er geborgen, denn was es noch hinterher zu besprechen gab, verbürgte dem Wirthe mindestens einen Absatz von hundert Eimern Bier.

Natürlich kamen auch alle anderen Tagesgeschichten wieder auf's Tapet, besonders die Flucht der Freimanns-

tochter, welche, nach dem Urtheile des Fischkäuflers und des Brunnenmeisters, eine Hexe sein mußte, die der Teufel am hellichten Tage über das Dach des Gerichtshauses entführt haben sollte.

»Weshalb muß sie denn eine Hexe sein?« fragte der Schneider. »Es hat ihr halt Jemand geholfen! Es hat sich Jemand um sie angenommen, der in dem Gerichtshause gut Bescheid weiß; gibt es doch Winkel, Ausgänge, Stiegen, Gänge u. s. w. in dem verrufenen Hause genug, um sich darin zu verbergen und bei günstiger Gelegenheit daraus zu entkommen! Wie hat es denn der Friseur gemacht, der ist sammt den schwersten Eisen durch den Rauchfang auf und davon!«

»Und durch den Rauchfang ist auch die Hexe Agnes abgefahren,« erwiederte der Fischkäufler. »Sie braucht nur einen Besenstiel in irgend einem Camine entdeckt, sie braucht sich nur darauf gesetzt zu haben, und auf dem Blocksberge kommt sie so gewiß an, als ich heute noch achtundzwanzig Halbe Bier trinke.«

»Versteht sich,« höhnte der Baumeister; »im Gerichtshause werden sie ihr gleich eine Hexensalbe hingestellt haben, und ohne Hexensalbe ist ein Besenritt unmöglich!«

»Ist sie nicht das Kind eines Scharfrichters?« eiferte der Fischkäufler, »besitzt ein Scharfrichter nicht alle Zaubermittel der Welt? Kommt nicht der Teufel alle Nacht zu ihm und nennt ihm die Leute, welche er nächstens richten muß?«

»Das ist wieder ein Discurs, daß man sich schämen muß, ihn von anständigen Leuten zu hören,« bemerkte der Student. »Aberglauben, Unglauben, Aberwitz, diese werden noch lange nicht bei Euch auszurotten sein! — Das

Verschwinden des Freimanns Tochter hängt mit ganz andern Dingen zusammen. Ich halte es noch nicht für gut, meine Meinung zu sagen; aber dieses Ereigniß ist auf bedeutsame Folgen berechnet; wir werden davon noch sprechen.«

Jetzt traten zwei Bürger ein.

»Meine Herren, eine Neuigkeit,« meldete der Eine, der ein Messerschmied war; »der Scharfrichter, nicht der von Krems, der heute den Fleischhacker gerichtet hat, sondern der abgesetzte Scharfrichter, der Wiener Freimann, ist wegen der Flucht seiner Enkelin eingesperrt worden.«

»Ja,« sagte der andere Bürger, der mit eingetreten war, ein Seifensieder, »das ist vollkommen wahr; aber der Wiener Freimann ist auf Befehl des Kaisers nach vierundzwanzig Stunden wieder frei geworden, und — — ich wage kaum zu erzählen, was ich noch und zwar aus verläßlicher Quelle gehört habe.«

»Nun, wenn es aus verläßlicher Quelle kommt, was gibt es denn zu bedenken?«

»Heraus mit der verläßlichen Neuigkeit!« riefen Alle.

»Ich habe nämlich gehört: Der Herr Oberlandrichter sei in Ungnade. Die schlechte Verwahrung der Gefangenen habe die Kaiserin Maria Theresia empört; der Oberlandrichter müsse bis auf Weiteres seine Anstellung aufgeben. Der Landrath Hubmeyer hat die provisorische Oberleitung des Criminalgerichtes übernommen.«

»Was habe ich gesagt?« bemerkte der Student, »dieses Ereigniß mit der Flucht der Enkelin des Freimanns ist auf bedeutsame Folgen berechnet.«

Die Bürger staunten den Studenten an.

»Reden Sie deutlicher,« tobte der Fischkäufler. »Die

verflucht dumme Manier der g'studirten Leute besteht jetzt darin, nichts als »Rathsel« aufzugeben; in einer Gesellschaft, wo ich bin, »Rathsel!« Soll ich vielleicht wieder Bier bezahlen, wenn ich die Auflösung dieses »Rathsels« hören will? Nichts da! Jetzt werde ich boshaft! Hier muß Alles so klar gegeben werden, wie das Bairische, das ich trinke, sonst bleib ich aus.«

»Das bringt dem Wirth Schaden, mir nicht,« versetzte der Student.

Man hörte jetzt die Feuerglocke bei St. Stephan.

Man hörte trommeln.

Ein großer Tumult wurde auf der Gasse vernommen.

»Was gibt es denn?« rief der Wirth einen Vorübergehenden an.

»Im alten Amthaus in der Himmelpfortgasse brennt es!«

»Das Räthsel wird immer leichter, um es aufzulösen,« versicherte der Student.

Er nahm seinen Hut und eilte fort.

»Sechs Eimer Bier,« rief der Fischkäufler, »wenn mich Einer gescheidt macht!«

Die Gäste liefen alle auf die Straße.

XII.

»Wohin führen Sie mich?« fragte Agnes den jungen Schweighofer, der sie aus dem Gefangenhause im größten Wirrwar des Brandes mit einem Männerhute und einem dunklen Mantel bekleidet, herausführte und in einen bereit stehenden Wagen bringen wollte.

»Zu Ihrem Großvater.«

»Täuschen Sie mich nicht!«

»Sprechen Sie nicht so laut, sonst sind wir Beide verloren! Sie sehen ja, daß es uns nur durch die Verwirrung des Brandes gelang, zu entkommen. Begeben Sie sich schnell in den Wagen. Es rücken Wachen von allen Seiten an. Man wird uns die Pferde ausspannen und die Wasserwägen damit versehen. Fort! Fort! Kutscher, fahre so schnell Du kannst, Du hast deine Ordre.«

Agnes zitterte, als wenn sie zum Hochgericht geführt würde.

Der Wagen rollte rasch fort.

»Ist es nicht schändlich!« rief der junge Schweighofer aus, »einen Engel, wie Sie, ein Mädchen, auf dem nicht der geringste Makel haftet, ins Gefängniß zu schleppen! aber es soll dem Oberlandrichter heimkommen; es soll ihm heimkommen, was er Ihnen, was er mir, was er meinem Vater zugefügt hat. Meinem Vater wirft er Mißbrauch der Amtsgewalt vor? Meinen Vater nennt er grau-

sam und pflichtvergessen? Der Oberlanrichter ist es noch zehn Mal mehr!«

»Wohin eilt der Wagen? Er biegt den Weg nach der Kärntnerstraße ein!«

»Seien Sie ruhig! In Ihrer Wohnung ist Ihr Vater nicht. Soll er sich auch verhaften lassen? — Er ist entflohen und ich habe ihm versprechen müssen, Sie zu ihm zu führen. — Agnes, Sie wissen, daß ich Sie liebe, daß ich Sie anbete! — Können Sie glauben, daß ich eine böse Absicht gegen Sie habe?«

»Eben darum, weil Sie mir so oft nachstellten, fürchte ich Sie. Allein kann ich mit Ihnen nicht eine Minute mehr bleiben! Lassen Sie mich auf der Straße, lassen Sie mich aus dem Wagen, besser im Gefängnisse als bei Ihnen.«

»Sehen Sie nicht, welch ein Gewoge die Straßen durchzieht? Feuerspritzen, Wasserwagen, Cavallerie und Fußvolk eilen dem Brande zu. Wenn Sie einen Schritt auf die Straße machen, so riskiren Sie, überfahren oder zusammengetreten zu werden. Begehen Sie doch keine Unbesonnenheit und bedenken Sie, daß, wenn man Sie verhaftet, so verhaftet man mich auch. Ich aber muß sterben für die gute Absicht, Sie retten zu wollen.«

»Sterben? Weshalb sterben?«

»So erfahren Sie denn. Ich habe Feuer in die Registratur geschleudert, um die Acten zu verbrennen, die gegen meinen Vater zeugen; ich habe den Brand angefacht, um Sie aus dem Gefangenhause zu führen, denn die Folterkammer, in der ich sie in Eile verborgen, wäre doch am Ende auch durchsucht worden und man hätte sie gefunden.«

»Unglücklicher! welche Frevel haben Sie sich erlaubt!«

»Keine Vorwürfe! Die Liebe hat mich kühn gemacht; die Liebe zu Ihnen, die Liebe zu meinem Vater; ihn habe ich unglücklich gemacht, ihn mußte ich retten. Erfahren Sie denn auch noch das Schrecklichste! Ich ließ mich hinreißen, Zeininger's Flucht nicht zu vereiteln, in meiner Macht stand es, ihn verhaften zu lassen, ich unterließ es, uud nun wurde mein Vater seines Amtes entsetzt und er ins Stadtgefängniß abgeführt.«

»In dasselbe Gefängniß, dem ich nun entronnen?«

»Nein, in das Stadtgefängniß nächst dem Pailerthore.«

»Ich sehe es ein, Sie sind verloren, wenn man Sie bei mir findet; so fliehen Sie denn allein, ich will mich angeben. Mir kann kein Leid zugefügt werden; ich habe nichts verbrochen, ich bin unschuldig! Retten Sie sich! Ich beschwöre Sie! — Sehen Sie; nun rollt der Wagen aus dem Kärtnerthore, was soll ich auf diesem Wege?«

»Nach Ungarn sollen Sie, wohin sich Ihr Großvater geflüchtet hat.«

»Nach Ungarn? — Eine Lüge! Mein Großvater hat nichts verschuldet, um so weit entfliehen zu müssen.«

»Er ist nach Preßburg! Wir kommen noch diese Nacht zu ihm!«

»Nein, nein! Sie täuschen mich nicht!«

»Ich will Ihnen die Handschrift Ihres Großvaters zeigen, ein Billet, in welchem er Sie beschwört, mir zu folgen.«

»Zeigen Sie mir dieses Billet.«

»Hier ist es. Es ist schon sehr dunkel, Sie können diese Zeilen nicht lesen.«

»Dort brennt eine Laterne an einem Wirthshause;

lassen Sie mich aussteigen; ich schwöre Ihnen, daß ich wieder in den Wagen zurückkehre, wenn ich die Handschrift meines Großvaters erkannt habe.«

»Halt' an, Kutscher!« rief Schweighofer zum aufgerissenen Wagenfenster hinaus.

Er sprang aus dem Wagen, hob Agnes aus demselben und führte sie an eine Laterne.

Agnes las:

»Liebes Kind, folge dem Herrn Schweighofer, deinem und meinem Retter. Er bringt Dich noch diese Nacht zu mir!«

»Mein Gott! es ist wirklich meines Großvaters Hand!« sprach Agnes. »Ich gehorche,« sagte sie zu Schweighofer, »aber unter einer Bedingung! — Sie nehmen Ihren Platz neben dem Kutscher außer dem Wagen. Ich bleibe allein im Wagen.«

»Sie wollen entspringen?«

»Wenn ich den Befehl meines Großvaters vollziehen soll?«

»Ich will Ihnen glauben, aber dann erwägen Sie meine Lage. Es ist der Anfang des Aprils. Dieser Tage hat es in den Gebirgen furchtbar geschneit; die Nacht ist grimmig kalt, ich bin leicht gekleidet.«

»Dann nehmen Sie diesen Mantel; im Wagen bedarf ich seiner nicht! Hüllen Sie sich darin ein. Auf andere Weise bringen Sie mich nicht von hinnen!«

»In Gottes Namen!«

Schweighofer hob Agnes in den Wagen.

Er selbst schwang sich auf den Bock.

Der Wagen fuhr, wo möglich, noch schneller.

Erst in Fischamend hielt er an, weil die Pferde so ermüdet waren, daß der Kutscher nicht weiter wollte.

»Was ficht Dich an? Du hältst hier mitten in der Nacht? Wir können nicht säumen!«

»Besser, ein paar Stunden rasten, als ein paar Pferde hinfallen sehen, wie die Mücken, und gar nicht mehr weiter können. Steigen Sie nur hier ab; wo ich Sie hingefahren habe, sind Sie gut aufgehoben.«

Er klopfte an ein Fenster.

»Steh' die Mahm auf!« rief er, »der Mathias von Wien ist da!«

Man hörte eine Stimme sagen:

»Ich komme sogleich.«

In der That flog das Hausthor bald auf und der Wagen fuhr in den Hof.

»Ich benöthige einen Stall für meine Pferde.«

»Und wir benöthigen zwei Zimmer, wenn es möglich ist,« sagte Schweighofer, indem er Agnes aus dem Wagen hob. »Eines für das Frauenzimmer, das eine Reise nach Ungarn unternimmt, und eines für mich, der ich sie begleite.«

»Mit den Zimmern,« erwiederte die Weibsperson, welche das Thor geöffnet hatte, »kann ich nicht dienen. Wohl haben wir Oben ein Zimmer, aber darin befindet sich bereits ein Gast. Er will, da er wieder gesund ist, — er lag krank bei uns darnieder — morgen wieder abreisen; ich bedauere also sehr, daß Sie um 24 Stunden zu früh bei mir einsprechen.«

»Das ist sehr traurig,« versetzte Schweighofer. »Wohin könnten wir uns jetzt wenden? In der Nacht?«

»Ei, weshalb denn?« entgegnete Mathias. »Die Jungfrau schläft bei der Tochter meiner Mahm. Eine

Nacht ist keine, und der junge Herr schläft im Wagen. Sobald meine Pferde ein paar Stunden geruht haben, geht es ja ohnehin wieder weiter, und kommen wir in Preßburg an, so gibt es dort Wirthshäuser genug, welche eine gute Unterkunft bieten.«

Der Vorschlag des Kutschers wurde angenommen.

Agnes folgte der Muhme Mathias' ins Haus; Schweighofer setzte sich wieder in den Wagen, welchen die Pferde in eine sogenannte Schupfe zogen. Mathias führte seine müden Thiere in den Stall, und bald wurde es wieder stille und ruhig im Hause.

Der Leser wird wohl schon errathen haben, in welchem Hause sich Agnes und Schweighofer befanden. Es war dasselbe, welches Zeininger beherbergte, der auch von dem Gerassel des Wagens aufgeschreckt, an sein Fenster eilte und horchte, welche Gäste die Nacht herbeigeführt hatte, ob nicht vielleicht gar die Gerichte auf seine Spur gekommen und ihn hier überfallen würden.

Zum Glücke beunruhigten ihn die Gespräche, die er vernommen, nicht im Geringsten. Obgleich es ihm nicht angenehm war, daß Fremde eingelassen wurden, die ihn doch zufällig bemerken könnten, so legte sich doch wenigstens seine Angst.

Er beschloß sobald als möglich sich aufzumachen. Noch bevor die soeben angekommenen Gäste die Reise fortsetzen würden, beschloß er das Weite zu suchen und jeder Begegnung auszuweichen.

Während der zehn Tage, welche Zeininger krank im Hause der beiden Witwen zubrachte, gelang es ihm, diese für sich zu gewinnen. Es ist in diesen Mittheilungen schon gesagt worden, wie heuchlerisch sich Zeininger zu benehmen

verstand. Bei den Weibern war er immer glücklich, und in dem Hause in Fischamend legte er es so klug an, daß er die Gunst von Mutter und Tochter in gleichem Maße errang. — Mittelst seines Geldes, so uneigennützig auch die beiden Witwen sich zeigten, gelang es ihm doch, ihnen einige Aufmerksamkeiten zu erzeigen. Er bat nämlich die junge Witwe, ihm in Wien ganz neue Kleider, einen Hut, einen kleinen ungarischen Staatssäbel und was er noch wünschte, einzukaufen, zugleich bestellte er auch hübsche Frauenkleider, und gab vor, zwei Schwestern in Ungarn zu besitzen, welchen er nur das Schönste aus Wien mitzubringen habe. — Die Weiber in Fischamend, sagte Zeininger, hätten den Wuchs seiner beiden Schwestern, und so kaufte denn die jüngere Fischamenderin recht feine Dinge ein, die Zeininger als Andenken zu behalten ersuchte.

Zeininger warf sich schnell in seinen neuen Staat; er hatte den Anzug eines reichen ungarischen Edelmanns gewählt; ein violettfarbenes Kleid mit einem kostbaren Pelz zierte ihn, ein tiefer prächtiger Kalpak saß auf seinem Haupte, ein schöner Säbel, an einem prächtigen, reich mit Gold geschmückten Gehänge schwang sich um seine Hüften. Er sah wirklich sehr gut aus und Niemand würde in ihm so leicht den entsetzlichen Banditen vermuthet haben. Zudem kam auch noch, daß er sich die Post außer Fischamend bestellen ließ, den Postknecht durch reichliches Trinkgeld für sich gewann, der ihm nun ganz zu Willen war.

Aber wie aus dem Hause kommen? Wie früher aufzubrechen als seine Beschützerin erwachte, und wie schon um vier Uhr Morgens den Postillon finden, der erst um fünf Uhr bestellt war?

Es schlug auf dem Kirchthurme in Fischamend vier Uhr.

Zeininger fand keine Ruhe mehr. Vollkommen angezogen in seiner neuen Kleidung erschien er im Hofe und war schon auf dem Punkte, das Thor von Innen zu öffnen; behutsam umherblickend, ob ihn nicht Jemand bemerke, lauschte er.

Plötzlich stand Schweighofer vor ihm.

Zeininger hätte unter das Rad des Scharfrichters gelegt werden können, seine Lage würde nicht fürchterlicher gewesen sein.

Zeininger erkannte Schweighofer augenblicklich, doch dieser sah in ihm nur einen Fremden.

»Sie machen sich auch schon früh auf den Weg,« redete Schweighofer den Banditen an. »Ich habe erfahren, daß Sie ebenfalls heute weiter reisen.«

Zeininger suchte seine Stimme zu verstellen und antwortete nur einsylbig:

»Ja wohl!«

»Zu einer Reise haben wir gutes Wetter. Zwar etwas kalt, aber die Sonne wird nicht lange auf sich warten lassen.«

»Ja wohl!« erwiederte Zeininger.

Mathias, der Kutscher, führte die Pferde aus dem Stalle. Er spannte sie an den Wagen.

Indeß wurde von der Hausfrau das Thor aufgeschlossen.

Ihre Tochter nahm Agnes mit sich und führte sie an den Wagen.

»Sie hätten bei uns frühstücken sollen,« meinte die junge Witwe.

»In Preßburg soll es geschehen,« erwiederte Agnes.

»Dieser Herr,« bemerkte Schweighofer, indem er auf Zeininger wies, »reiset ebenfalls nach Ungarn.«

Agnes sah ganz zufällig nach Zeininger. Sie erkannte ihn, stieß einen Schrei aus und stürzte wie leblos zur Erde.

»Um Gottes willen! Was ist geschehen?«

Mutter und Tochter, Schweighofer und Mathias bemühten sich, der Ohnmächtigen beizustehen.

Zeininger benützte die Verwirrung und entsprang.

Nach einigen Minuten schlug Agnes die Augen wieder auf, sie kam zur Besinnung. Sie stierte nach dem Orte, an welchem sie den entsetzlichen Menschen gesehen.

»Wo ist er? wo ist er?« rief sie aus.

»Wen meinen Sie?«

»Den Mann, den Reisenden, meine ich,« erwiederte Agnes, und fuhr sich mit beiden Händen, wie nach einem Traume, über das Antlitz. »Es war Zeininger, der Fremde war Zeininger!«

»Nicht möglich!« sagte Schweighofer.

»Zeininger!« jauchzte Mathias. »Da sind vierhundert Ducaten zu verdienen!«

Er lief aus dem Thorweg. Er spähte nach dem Verbrecher, auf welchen ein Preis gesetzt war.

»Dort läuft er!« bemerkte Mathias. »Kommen Sie mit, Herr Schweighofer. Er soll uns nicht entrinnen.«

Beide liefen in verschiedenen Richtungen nach dem Felde.

XIII.

Die beiden Weiber von Fischamend und Agnes standen einander sprachlos gegenüber.

»Sepherl,« sagte die Mutter, »was für einen verdächtigen Menschen hast Du mir ins Haus gebracht?«

»Was hat er denn verbrochen?« fragte Sepherl.

»Was er verbrochen?« entgegnete Agnes, »das Schrecklichste! Er ist ein Mörder und Räuber; es ist derselbe Verbrecher, der zum Tode verurtheilt, wenige Stunden vor der Hinrichtung entflohen ist. Ihr habt gewiß davon gehört?«

»Jesus, Maria und Joseph!« rief die Mutter aus, »meiner Tochter hat er das Heiraten versprochen!«

»Ein so schöner, guter Mensch,« versetzte Sepherl, »ein Mörder? Ich kann es nicht glauben; ich habe, so lange ich lebe, noch keine so lieben, sanften Augen gesehen, als dieser Mann besitzt; nein, nein, mit solchen Augen ist man kein Verbrecher!«

»So dachte ich auch,« erwiederte Agnes; »auch mich bezauberte er, ich will es nur bekennen, auch mich bestrickte er und dennoch . . .«

Agnes vermochte ihre Thränen nicht mehr zurück zu halten, sie schluchzte laut.

»Mein verrathenes Herz und die Schande!« fuhr sie fort, »die Schmach, welche mir mein ganzes Leben anhängen wird! — Mir bleibt nichts übrig, als in ein Klo-

ster zu gehen, wenn man mich in einem Kloster nur aufnimmt.«

»Was haben Sie denn angestellt, daß Sie dies befürchten?«

»Ach, mein gütiger Gott! Ich habe nichts verbrochen und dennoch bin ich in den Augen der Welt gebrandmarkt. »Ich bin die Tochter eines Freimanns, mein Großvater ist ein Freimann, und Freileute waren alle meine Voreltern.«

Sepherl und ihre Mutter schreckten zusammen.

»Heilige Mutter Anna!« schrie Sepherls Mutter. »Eines Freimanns Kind, da sind wir ja verloren!«

»Und ich bin unehrlich,« fügte Sepherl hinzu. Ich habe mit ihr in einem Bette geschlafen, mir kann der Pfarrer diese Schande nicht abnehmen. Mutter, Mutter! Eilen wir in die Kirche, beten wir, daß uns der Fluch, mit einer so verworfenen Person in Berührung gekommen zu sein, nicht an Leib und Seele schade!«

»Aber, so laßt Euch doch nicht von so abscheulichen Vorurtheilen beherrschen! was kann ich dafür, daß ich ...«

»O Ihr könnt dafür! — Wenn ich das Unglück gehabt hätte, einer Freimanns-Familie anzugehören, ich wäre als Kind dem Hause meiner Eltern entflohen! Aber aushalten bei solchen schrecklichen Menschen ist Ehrlosigkeit und ist Gleichgiltigkeit gegen die Meinung der Welt. — Geht aus unserem Hause, geht schnell fort, und kommt mein Vetter Mathias, so muß er mit mir zum Amtmann, daß der Vetter bestraft werde für den Schimpf, den er uns zugefügt hat.«

»Und jetzt glaub' ich es gar nicht,« ergänzte Sepherl, »daß der hübsche Mensch, den wir beherbergten, ein Räu-

der und Mörder ist! Ihr bringt ihm dieses nur auf, weil er Euch verlassen hat.«

»Aus dem Hause, aus dem Hause!« tobte Sepherls Mutter. »Und weiche von uns, Satan in Gestalt eines Weibes, weiche von uns, oder wir rufen die Nachbarn, die Euch bald vertreiben sollen.«

In diesem Augenblicke stürzte Zeininger athemlos herein. »Helft mir zur Flucht!« flehte er; »die schändlichen Feinde haben meine Spur verloren, ich verbarg mich in einem Gestrüppe beim Eingang in die Au. Sie drangen nun in die Au und suchen mich dort. — Wo ist mein Pferd? — Habt Mitleid mit mir und entzieht mich meinen Verfolgern!«

»Diese Person,« fuhr die Mutter auf, »bezeichnet Sie als einen Räuber.«

»Als einen zum Tode verurtheilten Mörder.«

»Die Schändliche!« schrie Zeininger wie ein Verzweifelter auf. »Weil ich nicht die Tochter eines Henkers heiraten wollte und ich ihr dies gesagt habe, verdächtigt sie mich nun; hetzt mir elende Menschen auf den Hals! — Um Gottes willen! mein Pferd, sonst verfalle ich meinen Feinden, den Genossen dieser Elenden!«

»Kommt, armer, unglücklicher Mann! Euer Pferd sollt Ihr haben!«

Sepherl führte ihn rasch in den Stall, machte das Pferd los, das gesattelt war; Zeininger setzte sich darauf und ritt durch das Thor, das nach der Poststraße ging, suchte den Postwagen auf, der mittlerweile schon auf ihn wartete, flog an den Ort, welchen ihm der Postillon bezeichnete, band sein Reitpferd an das Sattelpferd, warf sich in den Wagen, und rief dem Pferdelenker zu:

»Nun fahr', als wenn der Teufel hinter Dir wäre, zwanzig Ducaten schenk' ich Dir, wenn ich bis neun Uhr in Kittsee bin.«

Der Postillon fuhr so rasch, daß der Wagen so schnell dahin gezogen ward, als wäre er mit feurigen Drachen bespannt.

»Ach,« seufzte Zeininger auf, »ich wäre den schändlichen Verfolgern auf anderem Wege entkommen, wenn ich das viele G o l d nicht bei mir, und hätte laufen können wie einstens. — Postillon! Laß deine Mähren rennen, für jede erhältst Du hundert Ducaten, wenn sie Dir fallen sollten; Postillon! führe die Peitsche geschickt, das Handpferd stachle auf, es schleicht ja so langsam wie eine Kuh!«

Der Postillon raste wie das wilde Heer dahin. Der Staub flog in so dichten Massen auf, daß man Roß und Wagen kaum mehr sehen konnte.

Indeß wurde Agnes aus dem Hause der beiden Witwen förmlich hinausgestoßen.

Die Aermste stierte mit thränenumflorten Blicken vor sich hin, nicht wissend, was sie beginnen sollte; allein, verlassen, verhöhnt, verachtet, mit sich selbst zerfallen, tief bereuend, daß sie Schweighofer gefolgt, innig wünschend, daß sie wieder in ihrem Gefängnisse am Rauhensteine sich befinden möge.

So stand sie im sichtbaren Kampfe, ob sie Schweighofer hier erwarten oder zu Fuß nach Wien wandern solle. Aber ihr Großvater hatte ihr geschrieben, sie möge seinem und ihrem Retter folgen, und so entschied sie sich für das Erstere.

Endlich kamen Schweighofer und der Kutscher aus der nahen Au nach fruchtlosem Suchen über das Feld daher.

Als sie Agnes von Weitem erblickten, verdoppelten sie ihre Schritte.

»Vergebens! Vergebens war unser Verfolgen!« rief Schweighofer. »Der Ruchlose steht mit bösen Geistern im Bunde, diese entführten ihn durch die Erde oder durch die Luft. Wir wissen nicht, wo er hingekommen.«

»Aber ich weiß es!« erwiederte Agnes, und nun erzählte sie Alles, was sie gesehen und gehört, schilderte die Kränkungen und Beschimpfungen, welche sie erduldet, wie man sie aus dem Hause gestoßen und wie sie sich unglücklicher fühle als im tiefsten Kerker.

Schweighofer kam außer sich; aber noch entrüsteter war Mathias.

»Kommen Sie nur mit mir!« rief er, »Sie sollen eine Genugthuung haben, wie Sie sich keine bessere wünschen können.«

Agnes konnte um keinen Preis dazu bewogen werden, das Haus der beiden Furien zu betreten.

»So bleiben Sie hier,« sagte Mathias zu Agnes, »die beiden Weiber müssen zu Ihnen auf das Feld herauskommen und Sie kniefällig um Verzeihung bitten.«

Schweighofer und Mathias gingen in das Haus der Witwen.

»Wo ist Jungfer Agnes?« redete Mathias die Weiber an.

»Des Freimanns Kind?« erwiederte Sepherl, »fort haben wir sie gejagt; —, wir werden keine unehrliche Person in unsern Mauern behalten.«

»Das Bett, in dem sie geschlafen, lassen wir verbren-

nen,« sagte die Mutter, »vom Pfarrer lassen wir einen Spruch thun, daß er den Fluch, der durch die Anwesenheit dieses gottlosen Weibsbildes auf unserm Hause lastet, banne, und Dich, Vetter, warnen wir, nie mehr unser Haus zu betreten, weil Du uns eine solche Person hieher gebracht.«

»So?« antwortete Mathias, »und was soll ich denn Euch sagen? — Ein gottesfürchtiges, frommes Kind habt Ihr verjagt, und einen der gräßlichsten Verbrecher habt Ihr nicht nur beherbergt, sondern ihm auch noch, nachdem Ihr gewußt, was er gethan, zur Flucht verholfen! Ihr verbietet mir euer Haus. Nehmt Abschied von diesem Haus, denn Ihr sollt es nie wieder sehen. Obgleich ich euer Vetter bin, so zeige ich Euch doch bei dem Amtmanne in Fischamend an; er, wie der Pfarrer, haben bereits Kenntniß von dem Steckbriefe, der bei der Flucht Zeininger's erlassen wurde. Ihr habt einem Mörder und Räuber durchgeholfen; Ihr seid seine Mitschuldigen, Ihr sollt der härtesten Strafe nicht entgehen.«

»Ich habe einen solchen Steckbrief bei mir,« setzte Schweighofer hinzu. »Hier seht her und vernehmt, als was für ein Ungeheuer der flüchtige Herrschaftshusar, um den Ihr Euch angenommen, geschildert wird: Als ein dem Tode durch das Rad verfallener räuberischer Meuchelmörder! — Fünf Jahre schwerer Kerker, heißt es hier, trifft Diejenigen, die ihm auf seiner weiteren Flucht förderlich sind. Euch ist gesagt worden, daß dieser Mensch ein Scheusal ist, und dennoch standet Ihr ihm bei; ich gehe nun hin und gebe Euch an.«

»Und weshalb habt Ihr dies gethan? weil der ruchlose Bursche ein glattes Gesicht hat; deshalb habt Ihr dem

braven Mädchen, die Euch die Augen öffnete, nicht geglaubt, sondern sie zum Hause hinausgestoßen; geht hin zu eurem Pfarrer und fragt ihn, ob es wahr ist, daß eines Freimannes Weib oder seine Kinder unehrlich seien; er wird Euch sagen, daß Ihr gehirnkrank, doch das Gefängniß wird Euch schon gesund machen «

Mathias that, als wolle er auf's Amthaus.

Sepherl trat ihm entgegen, ihre Mutter riß ihn zurück.

»Um Gottes Barmherzigkeit willen!« rief Sepherl, »macht uns nicht unglücklich! Mein Gott, mein Gott! wir wußten ja doch nicht, wir glaubten auch nicht...«

»Ach, Herr,« sagte die Mutter, und wendete sich an Schweighofer, »seid doch ein Mensch und stürzt mich und meine Tochter nicht ins Verderben!«

»Wollt Ihr die Enkelin des Freimanns, die Ihr so nichtswürdig behandelt, wieder in euer Haus zurückrufen und sie um Vergebung bitten?«

»Um Vergebung bitten? Ja, ja, draußen auf dem Felde, aber hier im Hause nicht. Ehe Sie der Herr Pfarrer nicht als unbeschaffen erklärt, darf sie nicht mehr hier herein, und wenn dies mein größtes Unglück sein sollte! Im ganzen Markte Fischamend ist kein Mensch, der anders denkt als wir.«

»Gut, so bittet Agnes vorerst draußen auf dem Felde um Vergebung. Der Pfarrer wird Euch schon belehren! Wir können uns nicht länger mehr aufhalten und müssen eilen, an die ungarische Grenze zu kommen, wo man den Flüchtling sicher schon ergriffen hat.«

»Wo ist die ungarische Husarenlivrée, die der Verbrecher gewiß bei Euch zurückgelassen hat?«

»Er hat uns gebeten, sie, sobald er von uns fort sei, zu verbrennen.«

»Und das fiel Euch nicht auf?«

»Meine Tochter war in den Menschen so verliebt, daß er, weiß Gott! was von ihr hätte begehren können, und sie hätte keinen Argwohn geschöpft.«

»Hör' die Mutter auf!« fiel Sepherl ihr in die Rede, »die Mutter war noch mehr in ihn »gesprengt«, als ich.«

»Wo ist der Husarenanzug?«

»In der Kammer oben, im Strohsack versteckt.«

»Wir nehmen ihn mit.«

»Und nun geht Beide aufs Feld und bittet Agnes herzlich um Vergebung. Du, Mathias, nimmst deine Stelle wieder ein auf dem Bocke und ich setze mich zu Dir. — Agnes fährt im Wagen. Kommt!«

»Und Sie geben uns nicht an?« fragte Sepherl.

»Bittet Agnes um Verzeihung, und dann verfügt Euch zum Pfarrer und laßt Euch von eurer Thorheit hinsichtlich der Unehrlichkeit einer Freimanns-Familie curiren.«

Als Schweighofer und die beiden Weiber aufs Feld traten, fanden sie Agnes mit dem Pfarrer im vertraulichsten Gespräche.

Der Pfarrer nach seinen Aeckern sehend, machte einen Morgenspaziergang.

Er fand die arme Agnes verlassen und in Thränen.

Liebreich redete der Pfarrer sie an.

Agnes schilderte dem ehrwürdigen Geistlichen ihr demüthigendes Schicksal.

Er hörte dem armen Kinde mit großer Theilnahme zu.

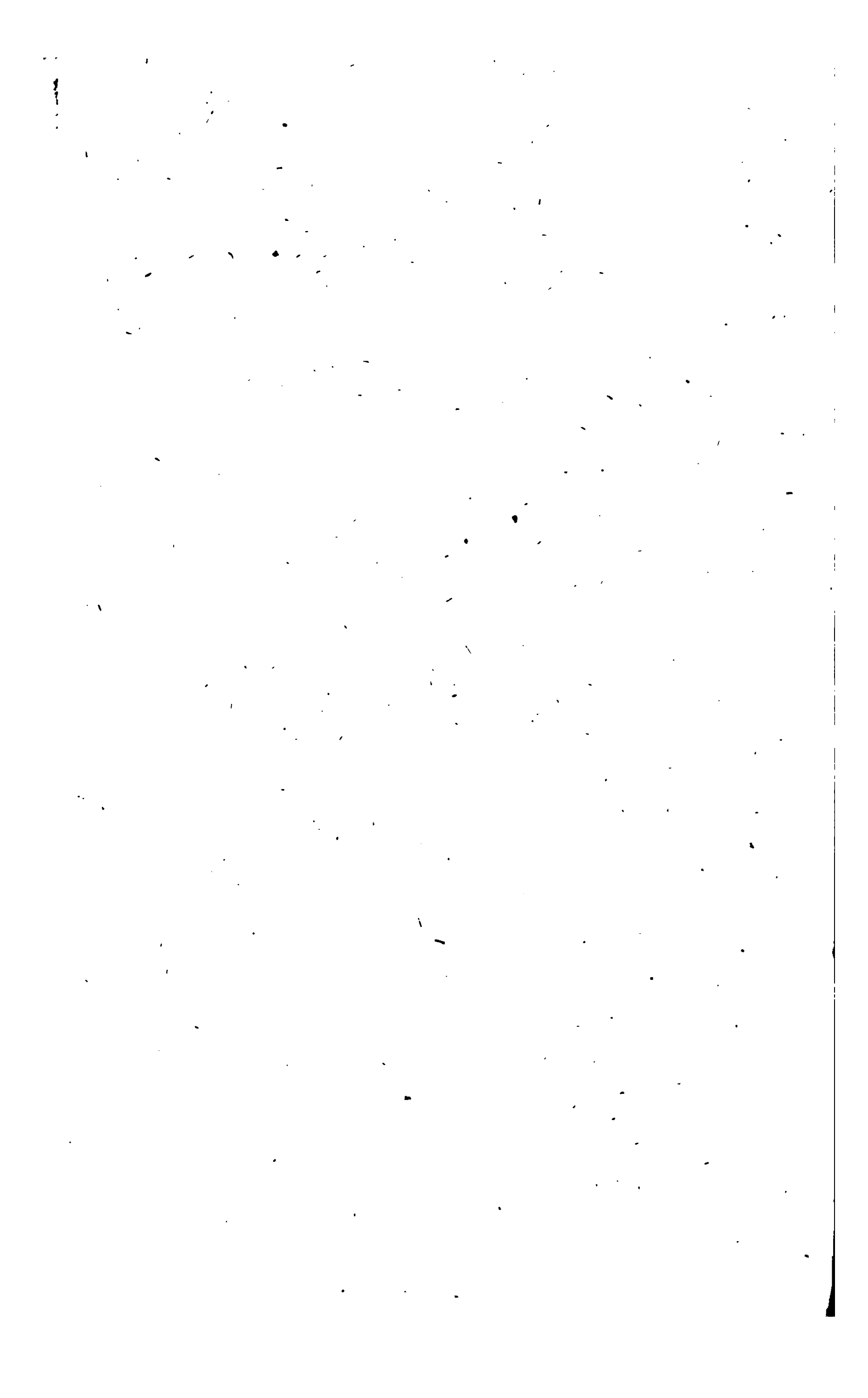
Der Pfarrer befragte Agnes genau über die Art und Weise ihrer Flucht.

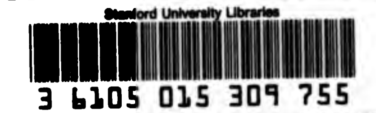
Endlich sagte der Pfarrer, als er Schweighofer kommen sah, zu diesem:

»Herr, Sie sind ein Gewissenloser! Sie haben die geängstigte Jungfrau durch schlechte Vorspiegelungen und eine nachgeahmte Handschrift ihres Großvaters bethört. Ich war gestern in Wien. Ich sah Hartmann den Scharfrichter in Wien. Er wird heute im Controlor-Gange bei der Audienz des Kaisers erscheinen. Die Verzweiflung des alten Mannes über das Verschwinden seines Kindes ist fürchterlich. Noch gestern Nachts erfuhr der Kaiser Alles. Sie wurden sogleich als der Entführung dieses Mädchens verdächtig beschuldigt. -- Was Ihnen bevorsteht, wenn Sie ergriffen werden, weiß ich nicht! — Aber die Enkelin des Freimanns bleibt in meinem Schutze, noch heute führe ich sie in die Arme ihres Großvaters. Reiche mir die Hand, mein Kind. Ich bringe Dich in das Haus des Amtmannes. Bei seiner Frau und seinen Töchtern sollst Du wie ein eigenes Kind gehalten sein.«

Ende des ersten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.




Stanford University Libraries
3 6105 015 309 755

